

des Städtebaus relevant: Aus der Einsicht in die Zusammengesetztheit wird das politische Projekt einer »allmählichen *Zusammensetzung*« (ebd., Herv. i. O.) abgeleitet, das die Zusammensetzung oder das Zusammengebaute einem demokratischen Entscheidungsprozess unterzieht – stets mit der revisionistischen Frage im Vordergrund: »Wie kann es besser gebaut werden?« (Ebd.: 208) Mit Latour lässt sich Städtebau also als ein um Werte zentrierter politischer Prozess bestimmen, denn ein Blick in die Praxis zeige, dass »[j]eder Architekt, Bauherr, Stadtplaner« (ebd.: 194) nicht zwischen natürlich und konstruiert unterscheidet, sondern zwischen dem, was »gut entworfen, gut gebaut, gut geplant oder gut eingerichtet« und dem, »was *schlecht* entworfen, geplant oder gebaut wurde und was deshalb gefährlich, wackelig, unfertig, hässlich oder unbewohnbar geblieben ist.« (Ebd., Herv. i. O.) Was den Praktiker umtreibt und »nachts aus dem Schlaf hochschreck[en]« (Latour 2014: 237) lässt, ist die Frage nach der »Qualität« (ebd.) seines Werks. In der Praxis wird also nach guter und schlechter Konstruktion differenziert, ohne jemals »den konstruierten und vermittelten Charakter der Entitäten zu verleugnen« (Latour 2003: 184). Artifizialität mag also unser Schicksal sein, doch dieses Schicksal ist stets eines, dass zusammen mit dem Designobjekt buchstäblich in die Hand genommen und »in Richtung einer lebensfähigen und friedlichen gemeinsamen Welt« (ebd.) neu designt werden kann.

## 2.3 Die Anthropologie der Modernen als Ethnografie der Fabrikation der Stadt

### 2.3.1 Die Heimkehr der Anthropologie – oder: Entdeckungsreisen zu den Fabrikationsorten der Stadt

Über Techniksoziologie hinaus handelt es sich bei Latours Werk umfassender um eine Anthropologie der Modernen (vgl. Latour 2008a, 2014). Der Anthropologin<sup>27</sup> werden die Modernen zum »Beschreibungsproblem« (Latour 2014: 47) aufgrund einer ihnen eigenen »Undurchdringlichkeit«, die »einen großen Bedarf an Ethnographie« (ebd.: 48) erzeugt. Diese »Opazität der Moderne« (ebd., Herv. i. O.) veranlasst die Anthropologin, über die »Befremdlichkeit« der Modernen« (ebd.: 470) in ihrem Feldtagebuch zu schreiben. Es handelt sich um eine zentrale Darstellungsstrategie Latours: Für jede der in »Existenzweisen« behandelten Institutionen wird herausgestellt, was an dieser im Grunde höchst merkwürdig ist – ein Strategie, mit der er sich in das Projekt einer »Befremdung der eigenen Kultur« (Amann/Hirschauer 1997) einreicht, mittels der die Ethnografen »das allzu Vertraute, nämlich selbstverständlich Hingenommene einer Kultur zu ihrem fragwürdigen Gegenstand machen.« (Ebd.: 12)<sup>28</sup> Mit Latour »kehrt

27 Ob »Ethnographin« (Latour 2014: 73), »Anthropologin« oder einfach nur »Forscherin« (ebd.: 66): In »Existenzweisen« benutzt Latour durchgehend eine weibliche Figur, die er »Feldforschung bei den Modernen« (ebd.) machen lässt.

28 Vgl. zum Verfremdungs- bzw. Exotisierungs-Motiv in »Existenzweisen« Latour 2014: 179, 182, 185, 215, 217, 236, 448, 493, 603, 611, 616 und weitere.

[die Anthropologie] aus den Tropen zurück« (Latour 2008a: 133), um sich auf heimischem Gebiet des ethnografischen »Erkenntnisstil[s]« (Amann/Hirschauer 1997: 8) der »Entdeckung des Fremden« (ebd.: 9) zu bedienen. Beide Motive – heimkehrende Anthropologie und soziologische Entdeckungsreise – wurden dabei auf prominente Weise auch von der (frühen) Stadtforschung adaptiert und entwickelt. Bei Siegfried Kracauer wird die »soziologische Literatur« (Kracauer 1990: 88, Herv. i. O.) zu einer Sammlung von »Reisebeschreibungen«, »[n]ur daß die Reisen, denen sie sich widmen, in umgekehrter Richtung vonstatten gehen. Diese Expeditionen ziehen nicht nach Afrika oder Asien aus, sondern erforschen das von uns bewohnte Terrain; sie wenden uns nicht den Rücken zu, sondern verfolgen die Aufklärung des gesellschaftlichen Seins, das unser Tun und Denken bedingt.« (Ebd.) Die Expeditionen führen »ins Innere der modernen Großstadt« (Kracauer 1971: 15). Die Welt der Berliner Angestellten und das maßgeblich von ihnen geprägte öffentliche (Stadt-)Leben (vgl. ebd.: 15) werden von Kracauer zum »Unbekannten Gebiet« (ebd.: 10) erklärt, das es zu entdecken gilt: »Hunderttausende von Angestellten bevölkern täglich die Straßen Berlins, und doch ist ihr Leben unbekannter als das der primitiven Volksstämme, deren Sitten die Angestellten in den Filmen bewundern.« (Ebd.: 11) Die Reise in die Büros und Innenräume von Großbetrieben, Banken und Behörden wird zur »Expedition [...]«, die vielleicht abenteuerlicher als eine Filmreise nach Afrika ist.« (Ebd.: 15) Flaneure wie Stadtforscher begeben sich auf soziologische Entdeckungsreisen in die unbekannten Gebiete der heimischen Metropole, unternehmen abenteuerliche »Walks on the Wild Side« (Lindner 2004) und verschreiben sich »der Erkundung der Armenviertel als einer exotischen und zugleich unheimlichen Welt.« (Ebd.: 19). Auch die städtischen »Nachtwanderungen« (Schlör 1994: 299) Ende des 19. Jahrhunderts werden zur abenteuerlichen Entdeckungsreise, vor allem wenn das Aufsuchen der »dunklen Winkel« (Schlör 1994: 54; Ostwald 1904) der Stadt auf dem Programm steht, in denen man auf die im sozialen, metaphorischen Sinne zwielichtigen Gestalten trifft.<sup>29</sup> In den Stadtbeschreibungen der nachtaktiven Flaneure wird »die ›Wildnis‹ der Stadt mit einer Aura des Exotischen versehen« (Schlör 1994: 55). Ihre Berichte dienen zugleich als »Reiseführer für den neu entdeckten Dschungel« (ebd.: 42), den die Großstadtnacht darstellt. In der amerikanischen Großstadt erfolgte diese Art der »Binnenexotisierung« (Lindner 1990: 37) der heimischen Metropole durch die Immigration. Insbesondere für die Stadtsoziologen der Chicago School war die Stadt ein »Terrain, dessen Bevölkerung es zu entdecken galt.« (Ebd.: 37) Die Erkundung von Städten wie New York oder Chicago glich einer »Reise ins ›Mosaik der kleinen Welten‹« (ebd.: 46), wobei mit den kleinen sozialen Welten vor allem auch, aber nicht nur, die ethnisch geprägten Stadtviertel gemeint waren.<sup>30</sup>

29 Ein Flaneur, der auf Abenteuer in diesem Sinne aus ist, sucht dann etwa »In der Passage« (Ostwald 1904: 15ff.) die »sonderbare[n] Gestalten« (ebd.: 17) auf, verbringt »Eine Nacht bei den Obdachlosen« (vgl. ebd.: 69ff.) oder spaziert durch das verrufene Scheunenviertel in der Umgebung des Alexanderplatzes (vgl. ebd.: 35ff.). Dass es sich bei den »dunklen Winkeln« um eine soziale Kodierung handelt, macht auch folgender Hinweis deutlich: »Ein dunkelster Winkel, die Gegend am Oranienburger Tor, hat die hellste Beleuchtung, das bunteste Treiben.« (Ebd.: 31)

30 Im englischen Originaltext heißt es: »The processes of segregation establish moral distances which make the city a mosaic of little worlds which touch but do not interpenetrate.« (Park 1967: 40) Darunter sind aber nicht nur die »racial colonies« wie etwa die Chinatowns zu fassen, sondern

Für die Stadtsoziologie der Chicago School wird dabei geltend gemacht, dass hier die »Heuristik der Entdeckung des Unbekannten« (Amann/Hirschauer 1997: 9) vor allem für die Analyse subkultureller Sonderwelten fruchtbar gemacht wurde (vgl. ebd.: 9, 12). Ein europäisches Pendant dazu findet sich in einigen Publikationen der von Hans Ostwald Anfang des 20. Jahrhunderts herausgegebenen Reihe der Großstadt-Dokumente – eine Sammlung journalistisch-literarisch gehaltener Sozialreportagen, die als ein früher Berliner Beitrag zu einer ethnografischen Stadtforschung und vergessener Vorläufer der Chicago School behandelt werden (vgl. Jazbinsek/Joerges/Thies 2001: 12). Als »Berlin precursors« (ebd.: 12) der Chicago School gelten sie unter anderem deshalb, weil die Berliner »Entdeckungsreisenden« (Jazbinsek/Thies 1996: 23) großstädtischen »Randexistenzen« (ebd.: 16) nachspüren – zum Beispiel Obdachlosen, Spielern, Zuhältern, Prostituierten, Trinkern.<sup>31</sup> Genau an diesem Punkt tut sich eine Gabelung auf zwischen jener Art von Stadtethnografie, die sich im Namen der Erkundung fremder Lebenswelten an die gesellschaftlichen Randbereiche der Großstadt begibt und einer an Latour angelehnten ethnografischen Erkundung der beruflichen Praxis der Modernen (vgl. Potthast 1998: 19). Latour geht sogar so weit, dem heimischen Anthropologen vorzuwerfen, dass er sich mit dem Studium der »Peripherie« (Latour 2008a: 134) und der »Randbereiche seiner eigenen Kultur« (ebd.: 133) begnügt und vor der Erkundung der zentralen Bereiche der modernen Gesellschaft – »Ökonomie, Technologie und Wissenschaft« (ebd.: 134) – Halt macht. Die Anthropologie dürfe jedoch nicht »zur marginalen Disziplin der Marginalität« (ebd.: 134) werden und müsse – wie es ohnehin ihr tropischer Gegenpart vor ihr getan hat – das »Zentrum rekonstruieren« (ebd.: 134).<sup>32</sup> In

---

ebenso »segregated vice districts«, »occupational suburbs«, »residential enclaves« (ebd.: 10) oder Arbeiterviertel wie im Osten Londons (vgl. ebd.). Der Chicagoer Ansatz reduziert sich jedoch nicht auf die Erkundung dieser »cities within cities« (ebd.) oder auch *urban villages* (vgl. Lindner 2004: 147ff.). Auf dem Stadtforschungsprogramm stehen auch urbane Berufsgruppen (vgl. Park 1967: 14) oder typisch moderne, großstädtische Institutionen wie das moderne Zeitungswesen oder die Börse (vgl. ebd.: 19ff., 39). Für eine kritische Diskussion der Verwendung der Begriffe Rasse und Ethnizität unter anderem durch die Chicago School, siehe Bös 2005 und 2010.

31 Auch hier muss wieder angemerkt werden, dass sich das Programm der Chicago School nicht auf diesen einen Aspekt beschränken lässt. In der Auflistung Martin Bulmers (1984) der von den Chicagoern gewählten Schauplätze werden neben »opium dens« und »brothels« auch »hotels and offices« (ebd.: 108) und damit weit »zentralere« Einrichtungen der modernen Großstadt angeführt. Auch auf der von Park erstellten Liste der untersuchungswürdigen, spezifisch modernen Berufstypen tauchen beispielsweise mit den »shopgirls« (Park 1967: 14) jene weiblichen Angestellten bzw. »Ladenmädchen« (Kracauer 1977, im Titel) auf, die in der Großstadt zu einer massenhaften Erscheinung werden. Es geht der Chicago School also nicht durchweg und ausschließlich um randständige Subkulturen, auch wenn es eine Tradition gibt, die vor allem die Schattenseiten des Großstadtlebens zum Thema macht und die es rechtfertigt, im Zusammenhang mit der Chicago School von einer »Sociology Noir« (Salerno 2007) oder einer Soziologie für den »underdog« (Becker 1967: 244) zu sprechen. Genauso beschränkt sich die Reihe der Berliner Großstadt-Dokumente nicht nur auf randständige Einrichtungen, sondern hat unter anderem mit dem Warenhaus, dem Gericht, der Bank, der Amtsbehörde oder der Polizei auch zentrale Einrichtungen der modernen Gesellschaft im Programm (siehe die Auflistung der Bände in Jazbinsek/Thies 1996: 8).

32 Der Anthropologe des Westens bleibt nach Latour »asymmetrisch«, wenn er sich in der westlichen Welt auf die »Peripherie« beschränkt (Latour 2008a: 134). Er muss dagegen tun, was der Anthropologe bei der Erforschung fremder Volksstämme »»dort unten« immer getan hat« (ebd.): nämlich

die Kritik gerät entsprechend der »Ethnologue in der Metro« (Augé 1988) Marc Augé, der, »nach Hause zurückgekehrt, [...] sich darauf [beschränkt], nur die oberflächlichsten Aspekte der Pariser Metro zu untersuchen: er interpretiert die Graffiti an den Wänden der Metrostationen.« (Ebd.: 134) Wie Latour jedoch betont, hätte Augé »das gesamte sozio-technische Netz der Metro« (ebd.) untersuchen müssen: »ihre Ingenieure und Fahrer, ihre Direktoren und Kunden, den staatlichen Betreiber, kurz: den ganzen Laden.« (Ebd.)

Wenn Latour darüber hinaus die »Analyse [...] eines Stammes wissenschaftlicher Forscher oder Ingenieure« (Latour 2008a: 135) als Programmpunkt seiner Anthropologie ausweist, wird deutlich, dass es ihm um die Erkundung »einer besonderen Klasse von Orten« (Potthast 1998: 19) geht, die nichts mehr mit den zwielichtigen Etablissements gesellschaftlicher Randgruppen zu tun haben. Nicht »randständige Subkulturen der modernen Gesellschaft« (ebd.), sondern die Welten der Wissenschaftler, Ingenieure, Verwalter und Richter werden von Latour ethnografisch erkundet, weil man es bei ihren Werkstätten, Laboratorien und Büros mit machtvollen Orten zu tun hat, an denen die Welt »aus den Angeln gehoben« wird (vgl. Latour 2006a). Diese Orte werden dadurch zum »Zentrum« (Latour 2006c: 300, Herv. i. O.), dass sie über die Inskriptionen bzw. »machtvollen Repräsentationen der [...] Welt« (Potthast 1998: 19) diese »in großem Maßstab manipulieren können.« (Latour 2006c: 288)<sup>33</sup> Neben dem Labor des Wissenschaftlers und der Werkstatt des Ingenieurs setzt Latour auch »das Büro des Betriebswirtschaftlers«, »die Bibliothek des Juristen«, »die Bude des Anthropologen«, »das Studierzimmer des Sozialtheoretikers« und »das Studio des Architekten« (Latour 2010a: 306) mit auf die Liste dieser zentralen Orte.

Mit Latour richtet sich der Blick also auf die »beruflichen Sonderwelten« (Amann/Hirschauer 1997: 12), die im Rahmen einer »ethnographical survey of practitioners at work« (Yaneva/Guy 2008: 6) zum Forschungsgegenstand gemacht werden. Auch für die hiermit anvisierte Ausrichtung stadtethnografischer Forschung lässt sich ein Vorläufer in der Berliner Reihe der Großstadtdokumente ausmachen, die neben dem Entdeckungsreisenden einen weiteren Autoren-Typus aufweist: den im Hinblick auf eine moderne Profession »Eingeweihte[n]« (Jazbinsek/Thies 1996: 22, Herv. i. O.) wie etwa den Rechtsanwalt oder den Arzt. Als »Experten, die »den Betrieb von innen kennen« (ebd.: 25, Herv. i. O.), schreiben sie aus »der Erfahrung ihres Berufslebens« (ebd.: 22f.) heraus und ermöglichen als »Fremdenführer« (ebd.: 31) dem Spaziergänger einen Einblick in das, »was hinter den Kulissen geschieht« (ebd.: 32). Sie schließen die unzugänglichen Innenwelten moderner Institutionen auf und unterscheiden sich damit vom Flaneur, dessen Blick sich auf die Fassaden der Gebäude richtet, ohne das Geschehen im Inneren zu sehen zu bekommen (vgl. ebd.). Den ANT-Stadtsoziologen zieht es aber ins Innere der Gebäude hinein. Mit den Berufspraktikern als Experten rückt die Gruppe an Informanten in das Blickfeld der Stadtethnografie, deren Praxis von Latour dann anthropologisiert wird. Eher als Außenseiter, Verfemte, Verarmte, Delinquenten sind es Planer, Verwalter, Architekten, Ingenieure, Designer, die in

---

»ihr Zentrum rekonstruieren: ihr Glaubenssystem, ihre Techniken, ihre Ethnowissenschaften, ihre Machtmechanismen, ihre Ökonomien, kurz: die Totalität ihrer Existenz.« (Ebd.: 133f.)

33 Dieser Aspekt wird in Kapitel 3 wiederaufgenommen.

einem Stadtethnografie-Projekt Platz finden. Die forschungspragmatische Konsequenz, die in dem Latour'schen »Aufruf« (Potthast 1998: 19) steckt, »nicht randständige Subkulturen der modernen Gesellschaft, sondern die Orte zu ethnografieren, wo die unverrückbaren, machtvollen Repräsentationen der ganzen Welt angefertigt werden« (ebd.), zeichnet sich hier deutlich ab: Mit der ANT im Gepäck geht man nicht »slumming« (Lindner 2004: 19, Herv. i. O.), sucht also nicht das Londoner East End oder eine Arbeiterkneipe im Berliner Osten auf (vgl. Lindner 2017: 97ff.). Die urbane Entdeckungsreise führt in die Laboratorien (buchstäbliche und metaphorische) und damit an andere unbekannte, unsichtbare Orte, nämlich an die Fabrikationsorte der Stadt.

### 2.3.2 Die Praxis der Fabrikateure erforschen (weil wir nie modern gewesen sind)

Die Lösung, dass eine ANT-Stadtsoziologie die Orte der Fabrikation der Stadt zum Schauplatz ethnografischer Forschung macht, bedarf einer weiteren Spezifizierung. Wie Latour mit Blick auf die »Fabrik der Objektivität« (Latour 2014: 37) in Laboratorien festhält, werden die »Fabrikationsgeheimnisse« (ebd.: 37) der modernen Wissenschaften dadurch gelüftet, dass man sich »die Praxis der Wissenschaften« (ebd.: 37) näher anschaut: Die Feldforschung in einem Labor beginnt damit, »bei irgendeinem Segment einer Praxis anzufangen« (ebd.: 68). Im Rahmen der »Ethnographie dieser Laboratorien« (ebd.: 80) dringt der Forscher bis »zu den innersten Details der Erarbeitung von Erkenntnissen« (ebd.) vor. Wissenschaftsforschung beinhaltet dabei auch, »auf das [zu] hören, was praktizierende Wissenschaftler sagen« (Latour 2002a: 345).

Was diese Betonung der Praxis für die Feldforschung »vor Ort« in den Produktions-, Konstruktions- oder eben auch Fabrikationsstätten der Stadt heißt, macht Jörg Potthast in seiner »Ethnographie« (Potthast 1998: 79) eines Berliner Architekturbüros deutlich: Ein Architekturbüro ethnografisch zu erkunden bedeutet hier, die »Entwurfspraxis« (ebd.: 79) beschreibend einzufangen. Es geht darum, »den Entwurfsprozeß aus nächster Nähe nachzuerzählen, damit der praktische Charakter der Entwurfsarbeit erhalten bleibt« (ebd.: 21). Über dieses Erkenntnisinteresse grenzt sich ein Latour'scher Ansatz von dem ab, was man gemeinhin von einer ethnografischen Erkundung eines Architekturbüros zunächst erwarten würde, nämlich eine Beschreibung von »Bürokultur, Routinen und Rituale[n], die den Alltag im Architekturbüro prägen« (ebd.: 22, Herv. i. O.). In leicht spöttelndem Ton fragt Potthast mit Bezug auf die Ethnografie eines High-Tech-Elektronikkonzerns: »[I]st es nicht wirklich bedauerlich, wenn man [...] über die spezifische Arbeit an den Produkten des Unternehmens kaum etwas erfährt und statt dessen kapitelweise mit Analysen zur Kaffeetassen-Kultur konfrontiert wird?« (Ebd.: 22, Anm. 21) Solche Aspekte des sozialen Interaktionsgefüges im Unternehmen werden bei Potthast zu »informellen Marginalien« (ebd.: 22) und machen nicht mehr den Gegenstand des soziologischen Interesses aus, das sich nunmehr auf den Fabrikationsprozess von technischen bzw. architektonischen Objekten richtet. Zusammen mit der Kaffeetassen-Kultur wird auch das verabschiedet, was man in Anlehnung an Bourdieu die sozialstrukturelle oder feldtheoretische Einbettung des Geschehens vor Ort nennen könnte: »Statt nach der Karriere des Büroleiters, der Herkunft und Zusammensetzung

seines Architektenteams zu fragen oder ausführlich die Geschichte des großen Feldes zu erforschen, wurden einige Momentaufnahmen [...] aus dem Entwurfsprozeß dicht beschrieben« (ebd.: 79). Allein dieser letzte Hinweis auf die mit der Ethnografie untrennbar verbundene »Dichte Beschreibung« von Clifford Geertz (1983)<sup>34</sup> macht deutlich, inwieweit eine akteur-netzwerktheoretisch zugeschnittene Stadtethnografie von einem »klassischen« Forschungsdesign abweicht: Auf dem Programm steht nicht mehr – um nur ein, wenn auch berühmtes, Beispiel zu nennen – die »dichte Beschreibung« (Keller 2012: 76) eines Bowlingspiels, beim dem die Gangmitglieder aus dem Bostoner Stadtteil North End ihre Rangordnung aushandeln und bekräftigen (vgl. ebd.; Whyte 1996: 18ff.). Stattdessen werden all die »entsetzlich materielle[n] und weltliche[n] Elemente« (Latour 2014: 34) protokolliert, die in den Design- und Entwurfsprozess eines Hochhauses einfließen – von der kunstfertigen Zeichentechnik über ein Computerprogramm bis hin zu Bildbänden aus der Bibliothek (vgl. Potthast 1998: 26, 34, 36).

Den Ethnografen, die sich an die Fabrikationsorte begeben, stellt sich dabei die Aufgabe, die Berufspraxis so intensiv nachzuvollziehen, dass sie (zeitweilig) »zu Ingenieuren, Künstlern, Handwerkern, Designern, Architekten [...] werden« (Latour 2010: 135), was an das der Ethnomethodologie entlehnte Gebot erinnert, »that analysts be, or become, competent at performing the practices they set out to study.« (Lynch 2007: 510)<sup>35</sup> Kompetent werden sie unter anderem dadurch, dass sie das »specialized vocabulary« (ebd.) der untersuchten Praktiker beherrschen lernen. Diesem Kompetenz-Kriterium trägt Latour Rechnung, wenn er seiner Ethnografie des Verwaltungsgerichtshofs ein Glossar beifügt (Latour 2016b: 323ff.), in dem die »technischen Begriffe« (ebd.: 15, Anm. 2) des Verwaltungsrechts definiert werden. Der Soziologe wird hier wieder zum Studenten, der sich in ein fremdes Wissensgebiet einarbeiten muss. Der Feldaufenthalt im Gerichtshof wird zu »einer Art Praktikum, durchgeführt unter dem Tutorium von hochverehrten Mitgliedern jenes Hauses« (ebd.: 18). Latour, »der zu Beginn keine Ahnung von den Methoden des Rechts hatte« (ebd.), wird – ein Stück weit – kompetent in Sachen Verwaltungsrechtsprechung. Ganz ähnlich ist es die Aufgabe des Ethnografen eines Architekturbüros, sich mit dem »architektonischen Slang« (Potthast 1998: 10) vertraut zu machen, um dem »architektonischen Rasonieren« (ebd.) der in den Blick genommenen Berufspraktiker besser folgen zu können. Auch eine ANT-Stadtethnografie

34 Auf die »dichte Beschreibung« von Geertz nimmt auch Latour (positiv) Bezug (vgl. Latour 2010a: 236, Anm. 22). Sein »Mantra: ›beschreiben, schreiben, beschreiben, schreiben« (ebd.: 258) wird allerdings erst in Kapitel 4 wieder aufgegriffen.

35 Michael Lynch bezieht sich hier auf das »unique adequacy requirement of methods«-Kriterium Harold Garfinkels (vgl. Garfinkel 2002: 124, 175f.), welches – grob gesagt – fordert, dass die Methoden in Abhängigkeit der spezifischen Beschaffenheit des Untersuchungsgegenstands gewählt werden müssen. Der Berufspraxis kann man demnach methodisch-analytisch nur gerecht werden, wenn man selbst ein Stück weit »kompetent« in dem Feld ist, das man untersucht. Lynch schreibt »that ›observing‹ computer programmers designing software [...] requires the investigator to be privy to the competent performances being ›observed.‹« (Ebd.: 511) Man muss also quasi selbst zum Designer werden, will man die Designpraxis ethnografisch nachvollziehen. Das *unique adequacy*-Gebot impliziert daher »a greater degree of ›going native‹ than most ethnographers would abide by« (ebd.: 510).



könnte sich also des Glossars als ohnehin klassischem »Stilelement der Literaturgattung Stadtführer« (Jazbinsek/Thies 1996: 32) bedienen, nur dass dem stadthethnografischen Reisebericht nicht etwa der »Jargon der Stricher«, die »Fachterminologie der Berufsspieler«, die »Berliner Trinkersprache« oder ein »kleines Wörterbuch der Gaunersprache« beigelegt wäre (ebd.: 32). Anstatt in die Sprech- und Redeweisen der subkulturellen oder randständigen sozialen Milieus einzuweihen, gälte es, den Fachjargon von Stadtplanern und Städtebauern darzulegen und über diesen die Berufspraxis nachzuvollziehen.

Auch in Latours Überlegungen zum Konstruktivismus spielt die Praxis und das Aufsuchen der »Konstruktionsorte« (Latour 2003: 183) als Stätten dieser Praxis eine große Rolle. Das realistische, modifizierte Verständnis von Herstellen und Bauen gewinnt man dadurch, dass »man möglichst nahe an der Werkbank und am Labortisch« (ebd.: 197) bleibt. Die nichtmoderne Handlungstheorie speist sich aus der »praktischen Sprache der Naturwissenschaftler bei ihrer Arbeit« (ebd.: 194), denn in der Praxis und in den Redeweisen der Praktiker offenbart sich die Unhaltbarkeit der »modernen Metaphysik« (Latour 2008a: 24), die die Welt säuberlich in Natur und Kultur aufteilt und Subjekten und Objekten die falschen Rollen zuweist. Latour greift hier auf die für seine Moderne-Theorie so zentrale Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis zurück (vgl. Latour 2003: 194): Was die Praktiker tatsächlich tun und wie sie in der Praxis darüber reden, stimmt nicht mit dem überein, was die Modernen in der Theorie darüber sagen (vgl. hierzu auch Latour 2014: 84f., 281f.). Diese »Diskrepanz zwischen den Theoretisierungen der Modernen und ihren Praktiken« (ebd.: 150) bildet den Kern der Latour'schen Unterscheidung zwischen Moderne und Nichtmoderne: In der Praxis zeigt sich, dass wir nie modern gewesen sind.<sup>36</sup> Als methodisches Gebot ergibt sich daraus, die Stätten der Praxis als »faszinierenden Schauplatz[]« (Latour 2003: 187) zu entdecken, denn die Erkenntnisse, die aus ihrer Ethnografie hervorgehen, werden von der »offiziellen Theorie« (ebd.) nicht abgedeckt.

Bereits im ersten Kapitel wurden einige der Aspekte, die Latour im Zusammenhang mit dieser Theorie-Praxis-Diskrepanz thematisiert, angeführt: Der Blick in die praktische Werkstatt enthüllt die Heterogenität einer jeglichen Praxis und legt den Schluss nahe, »daß die [moderne, J. W.] Vorstellung von Bereichen, die durch homogene Grenzen getrennt sind, kaum sinnvoll ist« (Latour 2014: 68). Latours Ethnografin stößt bei ihrem Studium der Laborpraxis auf das nichtmoderne Vermischen und Vernetzen – beispielsweise den Laborchef, der »seinen Weg durch« das Patentamt nehmen mußte« (ebd.: 74) –, während »die Modernen sich ihr in Form von Bereichen präsentieren, die zwar verbunden, aber verschieden sind [...], die man keinesfalls, so sagt man ihr, verwechseln dürfe.« (Ebd.: 67) Die Theorie-Praxis-Diskrepanz bezieht sich weiter auf das im Abschnitt 2.2.1 vorgestellte moderne Narrativ eines welterschaffenden Homo Faber, das, wie Latour behauptet, kein Architekt oder Stadtplaner zur Beschreibung des eigenen Tuns anstimmen würde. Dasselbe gilt für den Anthropozentrismus der Modernen und die Asymmetrie ihrer Sichtweise, die sich weigert, den nichtmenschlichen Dingen Handlungsfähigkeit zuzugestehen. Das hiermit angesprochene Missverhältnis

36 Diese These Latours wird in Abschnitt 2.4 weiter ausgeführt.

zwischen moderner Theorie und nichtmoderner Praxis hat Latour am Beispiel der Architektur illustriert – eine Passage, die hier nochmal in erweiterter Form zitiert werden soll:

»[N]o architect has ever made a clear distinction about people moving through things and things that make people move; architectural practice has always been at this intersection. Now the theory of architecture, like all modern theories, says exactly the opposite. But as is usually the case with architects, they are interested in practice and not so interested in the theory of what they do. [...] The practice is extremely interesting and the theory is sometimes very superficial [...]. More exactly, the practice of building is more interesting.« (Latour 2008b: 123)

Dieser Gedanke wird, wie bereits dargelegt, auf das Bauen von Städten ausgeweitet, heißt es bei Latour doch, dass im Feld des Urbanismus vor allem »the practice of building cities« (ebd.: 123) von Interesse sei. Damit ist in forschungsprogrammatischer Hinsicht »die praktische Werkstatt des Städtebaus« (Wagner 1985a: 106) als faszinierender Schauplatz zu entdecken. Ein nicht-moderner Zugang zu Städtebau, Urban Design und Stadtplanung wäre entsprechend erst einmal dies: ein Plädoyer, sich an den laboratoriumsartigen Fabrikationsorten der Stadt die konkrete Praxis aus nächster Nähe anzuschauen.

Zwei solche nichtmodernen, ethnografischen Zugänge zur Praxis werden im Folgenden ausführlicher vorgestellt: Albena Yanevas Design-Ethnografie (vgl. Yaneva 2009) und Jörg Potthasts Ethnografie eines Berliner Architekturbüros, dessen Mitarbeiter von Potthast dabei beobachtet werden, wie sie ein Hochhaus für den Berliner Breitscheidplatz entwerfen (vgl. Potthast 1998). Beide begreifen in Anlehnung an Latour das Architekturbüro als Labor (vgl. Yaneva 2009: 91f.; Potthast 1998: 62f.) und damit als einen Ort der Fabrikation der Stadt, an dem sich über die Entwürfe für einzelne Gebäude hinaus »[t]he whole construction and building of a material world« (Latour 2008b: 124) studieren lässt. Dabei werden sowohl die bereits vorgestellten Elemente einer nichtmodernen Design- bzw. Städtebau-Theorie wiederaufgegriffen als auch der Begründung eine weitere Nuance hinzugefügt, warum der Weg des ANT-Stadtsoziologen unumgänglich über die Fabrikationsorte der Stadt führen muss.

### 2.3.3 Die Innenperspektive auf die Fabrikation der Stadt – *Following Designers in Action*

Die Chicagoer Stadtethnografen waren um »Innenansichten fremder Lebenswelten« (Lindner 1990: 47) bemüht, zu denen sie sich über »Gewährsleute [...] wie den Hausmeister, den Hotelporrier, den Bartender« (ebd.: 46) oder die »eingeborenen« Informanten in den ethnischen Vierteln« (ebd.: 47) Zugang zu verschaffen suchten. Auch ANT-Ethnografen fertigen Innenperspektiven an, nur dass dabei nicht die »Lebensnähe« (ebd.: 266) zu den menschlichen *urban communities* im Vordergrund steht. Albena Yanevas ANT-basierte Ethnografie von Rem Koolhaas' Architekturbüro spürt den »innersten Details« der Praxis von Architekten nach und ist in diesem Sinne »a view of design as constituted from the inside« (Yaneva 2009: 15). Ihre »Ethnography of Design«, wie es im Titel heißt, ist im weitesten Sinne die Erkundung einer »design world«



(ebd.: 85), im engeren und eigentlichen Sinne jedoch die Beschreibung des Designprozesses bzw. der Designpraxis (vgl. ebd.: 12, 71): »[D]esigners in action« (ebd.: 74) werden dabei beobachtet, wie sie an Entwürfen für ein Gebäude arbeiten – »a building [...] in the making« (ebd.: 15). Dabei handelt es sich um eine sogenannte *in-house ethnography*: Die Ethnografin verlässt das Architekturbüro nicht. Sie bleibt an Ort und Stelle und folgt dort den Akteuren – sowohl Menschen (Architekten) als auch Nichtmenschen (wie zum Beispiel Architekturmodellen) – auf ihren Wegen durch das Büro (vgl. ebd.: 26).<sup>37</sup> Und dennoch handelt es sich um mehr als einen Bericht über ihre Feldforschung. Der Text lässt sich genauso als eine im Zeichen der ANT ausformulierte Designtheorie lesen (vgl. dazu auch Yaneva 2012b), die über Architektur hinaus auf das weitere Feld des Städtebaus und der Stadtplanung übertragen werden kann. Diese Ausweitung im Anwendungsbereich nimmt Yaneva selbst vor, indem sie in einem Atemzug von »architectural and urban activities« (Yaneva 2009: 22), von »architectural objects [...] and urban developments« (ebd.: 21f.), von »architects, planners and urban developers« (ebd.: 22), von »OMA buildings and urban concepts« (ebd.: 23) spricht. Im *Office for Metropolitan Architecture* (OMA) werden also nicht nur Gebäude entworfen. Es wird vielmehr im umfassenden Sinne die Stadt (mit-)gestaltet, wobei sich der Stadtbezug der architektonischen Praxis alleine schon dadurch ergibt, dass sich die Gebäude in eine städtebauliche Situation entweder einpassen oder diese neu schaffen.

»[T]o look at design from the inside« (Yaneva 2009: 26) meint dabei noch konkreter: »from the experience of making« (ebd.: 15). Die Theorie-Praxis-Unterscheidung wird hier über den Begriff der Erfahrung aufgegriffen, von dem Latour in »Existenzweisen« leitmotivischen Gebrauch macht. Um die Modernen richtig beschreiben zu können, müsse man sich »dem Leitfaden der Erfahrung anvertrauen« (Latour 2014: 27) und so den »Widerspruch zwischen den Erfahrungen der Welt und den Berichten, in denen darüber – autorisiert durch die verfügbaren Metaphysiken – Rechenschaft gegeben wird« (ebd.: 22), aufzeigen. Yaneva trägt diesem Gebot Rechnung, indem sie weniger an der »design philosophy« (ebd.: 26) Koolhaas' und der OMA-Architekten Interesse zeigt als vielmehr daran, wie beispielsweise ein altes Stück Schaumstoff wiederverwendet wird (vgl. ebd.): »[T]he practices of designers rather than their theories and their ideologies« (ebd.: 27) machen den Gegenstand des ethnografischen Forschens aus. Ein zentraler Fluchtpunkt der aus dem Nachvollzug der »design experience« (Yaneva 2009: 23) gewonnenen Designtheorie ist die Widerlegung des Homo-Faber-Modells des kreativen

37 Yaneva und Guy differenzieren zwischen einer *in-house*-Ethnografie und einem »outside-studio ethnographical survey of practitioners at work« (Yaneva/Guy 2008: 6). Wie in Kapitel 5 noch ausgeführt wird, ist eine Beobachtung des Geschehens innerhalb des Designstudios nur ein Teil der Geschichte. Die ANT verfolgt die Laufbahn des Designobjekts, und diese führt über die Grenzen des Büros hinaus: »[D]esign trajectories [...] can be followed in an ethnography out-of-office.« (Yaneva 2009: 28, Anm. 51) Den Architekturmodellen kann man nicht nur auf ihrem Weg durch das Büro, sondern auch auf ihren Reisen außerhalb des Büros folgen (vgl. ebd.: 64ff.), wo sie anderen Akteuren präsentiert und durch diese noch mal verändert werden: »Models change [...] in their in-and-out trajectories between the office and the client's headquarters or the planning commission, when they meet the city mayor or a group of proto-users.« (Ebd.: 70) Nach einer zweckentfremdenden, widerständigen Aneignung durch die Nutzer kann die Trajektorie zudem wieder ins Büro führen, wo das Objekt nach einer Art Rückruf-Aktion redesign wird.

Schaffens. Dass es sich bei diesem um eine letztlich untaugliche Metaphysik handelt, macht Yaneva konkret am Umgang der Architekten mit Architekturmodellen fest. Der Blick auf die Wirklichkeit zeigt, dass dem Modell eine aktive Mittler-Rolle zukommt: »It imposes itself [...], inflicts, compels« (ebd.: 61). Beim physischen Handhaben und Bearbeiten von Modellen wird der Architekt von seinem Designobjekt überrascht, auch weil es seinen Modellierversuchen Widerstand leistet (vgl. ebd.: 59f.). Der Designer drückt also nicht der passiven Materie seinen Willen und damit eine bestimmte Form auf. Im Gegenteil: »In the process of [...] responding to its [the model's, J. W.] demands and profound appeals, the designer becomes a victim of the building-in-the-making.« (Ebd.: 60f.) Das Modell wirkt also an der Formwerdung des Gebäudes mit. Dass der schöpferische Geist des Architekten nicht am Ursprung des Kunstwerks steht, ergibt sich als Befund auch aus Potthasts »*dichtere[r]* Beschreibung des Entwurfsprozesses« (Potthast 1998: 68, Herv. i. O.). Es sei eben nicht so, dass der Chefarchitekt lediglich »seine Architekten dazu bringt, das zu zeichnen, was er ohnehin schon im Kopf hat.« (Ebd.: 36)

Aus der im Architekturbüro gemachten Erfahrung geht auch hervor, dass der »*ex nihilo*-Schöpfer« (Latour 2003: 193, Herv. i. O.) vielmehr dem Typ »Redesigner von etwas anderem, das bereits da war« (ebd.: 361), entspricht. Dafür, dass »Design [...] nie Schöpfung aus dem Nichts [ist]« und Designer »nie mit einer *tabula rasa* [starten]« (Latour 2009a: 361, Herv. i. O.), hat Potthast ein prägnantes Beispiel. Er zitiert einen der Architekten mit dem Ausspruch: »Man kann schließlich nicht ohne Vorlage drauf los entwerfen!« (Potthast 1998: 23) und kommt mehrmals auf die vielen Kunstbände in der hauseigenen Bibliothek zu sprechen (vgl. ebd.: 25f.), die als eine Art »Rezeptbuch« (ebd.: 31) dienen, so »als habe am Anfang der Gestaltung der Fassadenstruktur [...] der Gang in die Bibliothek gestanden.« (Ebd.: 28) Auch Yaneva sekundiert: »There is nothing novel and radical in the acts of design invention that were witnessed in the office. To generate a new design concept or building does not imply an *ex nihilo* creation. Instead, [...] design means to redesign. Imitation and reiteration constitute the matrix of invention.« (Ebd.: 96, Herv. i. O.)

Insgesamt wird also Abschied genommen von einem mentalistischen Verständnis von Design: »One cannot separate the designers' [...] thoughts [...] from the visual and tactile experience in the process [...]. The shape of the building-to-be derives from a concrete experience of the office environment and the concrete experience of model making, rather than from a series of mental operations.« (Yaneva 2009: 59) Ganz ähnlich schließt Potthast aus seinen Feldbeobachtungen, »daß Abstraktionen im Architekturbüro nicht eine genuin kognitive Leistung ist, sondern auf materiellen Grundlagen beruht.« (Potthast 1998: 65) Ideen entstehen beispielsweise erst beim Anfertigen von Skizzen: »Die Konzeptarbeit ist [...] an die Entwurfspraxis rückgekoppelt.« (Ebd.: 38) Damit liefern Yaneva und Potthast aus ihrer teilnehmenden Beobachtung heraus konkrete Beispiele dafür, was weiter oben als die Labor-Perspektive Latours vorgestellt wurde. Das Labor steht für das Konzept der verteilten Intelligenz, die nicht allein in den Gehirnen, sondern ebenso im materiellen Setting wie in der praktischen Handwerkskunst der Wissenschaftler steckt. Derselbe Gedanke greift auch bei der Neukonzeption von Kreativität: Yanevas »Labor«-Ethnografie im Designstudio geht es um nichts weniger als eine »ontology of creativity« (Yaneva 2009: 25) und damit um theoretische Überlegungen zu Trägern und Ursprüngen von Kreativität. Das Augenmerk der Laborethnografin

fällt dabei auf die »many local arrangements from which creativity springs.« (Ebd.: 25f.) Das Design-Studio mitsamt seiner Vielfalt an (ontologisch variablen) Akteuren wird als Generator von innovativen Designformen ausgewiesen.<sup>38</sup>

Damit ist man beim Kern dessen angelangt, was Yaneva als einen »non-modernist approach« (Yaneva 2009: 9) in Design und Architektur diskutiert: Die Innenperspektive aus dem Architekturbüro zeigt, dass sich die Trennung zwischen mentalen und handwerklichen Operationen nicht aufrechterhalten lässt. Im Architekturbüro »[werden] Dinge zusammengefaßt [...], die in der Soziologie für gewöhnlich konzeptionell sauber getrennt werden« (Potthast 1998: 68). Das Labor – als »antidualistisches Schlüsselkonzept« (ebd.: 4) – wird auch aus diesem Grund zur Analyse des Architekturbüros herangezogen: Wie auch in der Laborpraxis wird hier vermischt, was in offiziellen modernistischen Darstellungen auseinandergehalten wird. Das betrifft ganz grundlegend die Unterscheidung zwischen einer symbolischen und einer materiellen Dimension der Objekte, die im Designstudio hinfällig wird (vgl. ebd.: 60, 103): »The meaning, the subjective, the symbolic emerges with and is inseparable from the material, the real, the objective. There are no distinctive ways of grasping an architectural object, i.e. through its intrinsic materiality or through its more aesthetic or ›symbolic‹ aspects.« (Yaneva 2009: 60) Artefaktanalysen greifen also zu kurz, wenn sie entweder nur die symbolische oder nur die materielle Seite der Designobjekte analysieren. Mit der »modernist opposition« (ebd.: 102) zwischen dem Symbolischen und dem Materiellen wird auch die Arbeitsteilung zwischen Sozial- und Kulturwissenschaften auf der einen und technischen Disziplinen auf der anderen Seite aufgehoben. Ein solcher nichtmoderner Ansatz richtet sich insbesondere gegen eine Architekturtheorie, die, wie Yaneva argumentiert, den modernen Dualismus zugunsten der Zeichen auflöst: »In architectural theory, design easily lends itself to semiotics: it is made to be interpreted in the language of signs.« (Ebd.: 102f.)<sup>39</sup> Extrahiert werden die »›symbolic‹ aspects of buildings, the ideas, [...] whereas

38 Die theoretische Einsicht in den verteilten Charakter der kreativen Entwurfsarbeit verlangt notwendigerweise eine adäquatere Beschreibung des Urheber eines Gebäudes, das nun nicht mehr *made by Rem Koolhaas* ist: »As Rem himself states, ›it's no me, it's made by OMA.« (Yaneva 2009: 11, Herv. i. O.) Wie Potthast anmerkt, dürfte diese Einsicht »in einem Feld, in dem ein beträchtlicher Personenkult betrieben wird, in dem alles darauf anzukommen scheint, daß sich der Chefarchitekt einen Namen macht, ungewöhnlich sein.« (Potthast 1998: 63) Die ANT bietet sich hier als »effective antidote to the personality cult« (Fallan 2008: 91) in der Architektur an, weil mit ihr die Liste der Produzenten von Architektur erheblich verlängert wird (vgl. ebd.: 90f.).

39 Burckhardt unterscheidet zwischen »primärer und sekundärer [...] Architektur« (Burckhardt 2004c: 44), wobei letztere sich auf die »Gestalt« der Stadt bezieht, die »durch Zeichen« entsteht – etwa durch »gemütliche[] Wirtshaus schilder« im Unterschied zu »Firmenschilder[n] von großen Versicherungen und Banken« (ebd.: 43). Interessanterweise spricht Burckhardt im Zusammenhang mit dieser zeichenhaften Benutzeroberfläche der Stadt auch von »unscharfer Programmierung« (ebd.: 44) aufgrund von »Polyvalenz« (ebd.: 39). Damit wäre auch der Unterschied zu Latour markiert: Es sind die »harten Anforderungen« des Berliner Schlüssels, und nicht eine von Zeichen und Symbolen getragene Bedeutung, die die Miethausbewohner handeln lassen. Kurzum: Der ANT geht es um die primäre Architektur und die in sie eingebauten »determinierenden Programme« (ebd.). Eine ANT-Stadtsociologie ist also inkompatibel mit dem Programm einer »Stadtsemiotologie« (Barthes 1988: 199), der es um »Zeichen«, »Symbole« (ebd.: 201), »Diskurs« (ebd.: 202) und damit letztlich um die »Bedeutung der Stadt« (ebd.: 204) geht. Der Liebhaber der Technik und der »Liebhaber[] der Zeichen« (ebd.) stehen sich hier unversöhnlich gegenüber.

›matter‹ is a term of depreciation, ›practice‹ is seen as a synonym of banality, and ›design experience‹ as trivial« (ebd.: 19). Dies führt nach Yaneva zu einer Analysestrategie, die im Designobjekt – auf Grund seiner Beschaffenheit als Bedeutungsträger – die Manifestation von übergeordneten Zusammenhängen sozialer, politischer oder kultureller Art sehen will und in diesen Kontexten das Wesentliche ausmacht, während den »mundane« und »minute material operations of design« (ebd.: 14), wie dem Schneiden von Schaumstoffstücken, aus denen Modelle gebastelt werden (vgl. ebd.: 57f.), keine Relevanz zugesprochen wird (vgl. ebd.: 20). Eine Ethnografie der Designpraxis kann man sich in diesem auf (Bedeutungs-)Kontexte abhebenden Erklärungsrahmen ersparen. Das Design-Studio mit ethnografischen Werkzeugen zu untersuchen zielt nun gerade darauf, diese ignorierte mundane Seite von Design und damit Design als Praxis und Erfahrung einzufangen, denn hier, so der Kerngedanke der Argumentationskette, liegt der eigentliche Schlüssel zum Verständnis des Formwerdungsprozesses. Der ethnografische Ansatz – »following the actors in design« (ebd.: 26), »show[ing] designers in action« (ebd.: 74) – zielt auf die Wiederherstellung der Verbindungen zwischen Designobjekt und dem konkreten Prozess seiner Entstehung in der Designwerkstatt, »[thereby] disclosing, in pragmatic fashion, the way in which these design works come into being and the way they gain meaning in design experience.« (Ebd.)<sup>40</sup>

Die Ähnlichkeiten im Zugang zwischen Yanevas Studie und Potthasts Feldforschung in einem Berliner Architekturbüro sind bezeichnend, wenn auch nicht überraschend, bezieht sich Potthast doch wie auch Yaneva maßgeblich auf Latour und die ANT (vgl. Potthast 1998: 4, 17ff., 77ff.). Auch Potthasts Ziel ist es, den »Entwurfsprozess ethnografischer Beobachtung zu unterziehen« (ebd.: 7). Auch hier sollen »kreative Prozesse beobachtbar« (ebd.) gemacht werden – und zwar im Rahmen eines vierwöchigen Aufenthalts im Architekturbüro (vgl. ebd.: 2). Es ist aber weniger die soziale Gruppe der Architekten, auf die sich die Feldtagebucheinträge beziehen. Wie auch bei Yaneva ist das (methodische) Bezugsproblem die Beschreibung dessen, was Potthast die »*Biographie* eines Entwurfes« (ebd.: 1, Herv. i. O.) nennt. Diese zu rekonstruieren beinhaltet, »das Augenmerk zugleich auf die Kette von Stationen und Ereignissen zu richten, die ein Entwurf durchläuft, und darauf, wie er sich in diesem Parcours verändert.« (Ebd.) Was bei Potthast die »Entwurfs-Biographie« (ebd.) ist, ist bei Yaneva die Trajektorie von Modellen und Entwürfen, die von der Ethnografin rekonstruiert wird (vgl. Yaneva 2009: 26). Im Entwurfsstadium ist die Existenz des Gebäudes noch fragil, weil es (nur) in Form von »scale model[s]« (vgl. ebd.: 15) existiert und in dieser Form verschiedene Transformationen im Zuge des Designprozesses durchläuft. Einer Design-Ethnografie geht es

40 Das Adjektiv ›pragmatic‹ darf dabei durchaus als theoretischer Bezug auf den Pragmatismus gelesen werden. Yaneva stellt sich genauso wie Latour in die Tradition des Empirismus von William James (vgl. Latour 2014: 27; Yaneva 2009: 27). An dieser Stelle ist es vor allem die Betonung der Genese von Bedeutung, die den pragmatistischen Kerngehalt der Argumentation deutlich macht: Die Bedeutungen steigen nicht aus einem platonischen Ideenhimmel herab, um sich an die Designobjekte zu heften. Sie werden durch die Designpraxis und damit durch Gebrauch generiert: »The materiality of every piece of foam kept in the office [...] generates meaning and changes the shape of the building-to-be.« (Yaneva 2009: 60) Yanevas architekturtheoretischer Ansatz ist dem Pragmatismus verpflichtet, genauso wie Latours Ansatz sich als eine Version des Pragmatismus lesen lässt (vgl. Rölli 2012: 45ff.).

also nicht nur um eine hochauflösende Betrachtung der Beschaffenheit des kreativen Prozesses, sondern auch darum, dem Design-Objekt in seiner Laufbahn zu folgen. Das ethnografische »story-telling reveals traces of their metamorphoses, some of their trajectories.« (Ebd.: 16, Herv. i. O.) Hier wird die Fokusverschiebung, die die ANT vornimmt, besonders deutlich: Gegenstand der Beschreibung ist nicht mehr eine (menschliche) soziale Gruppe und ihr Institutionengefüge, sondern das Designobjekt und seine Geschichte.

Schließlich kommt Potthast auch auf den Theorie-Praxis-Unterschied zu sprechen. Die seiner Fallstudie zugrunde liegende Frage lautet: »Was tun Architekten, wenn sie entwerfen?« (Ebd.: 1) Die konkrete, gerade auch in ihrer »Materialdimension« (ebd.: 7) wichtige Praxis des Entwerfens soll erfasst werden, in Abgrenzung gegenüber mentalistischen Entwurfstheorien (vgl. ebd.). Potthast macht in diesem Zusammenhang die Methode der teilnehmenden Beobachtung stark, die »am ehesten geeignet [ist], den praktischen Charakter der Entwurfspraxis nicht zu eliminieren.« (Ebd.: 8) Beschrieben werden die »handwerklichen Tätigkeiten, welche die Arbeit im Architekturbüro ausmachen und die zu selbstverständlich sind, um in den ›großen‹ Erklärungen wieder aufzutauchen.« (Ebd.: 8) Potthast beobachtet die Architekten beim »vor sich hin [...] basteln« (ebd.: 28), beim Hantieren mit Schere, Bleistift und Klebstoff (vgl. ebd.: 29), bei der Anwendung habitualisierter Zeichentechniken (vgl. ebd.: 36), bei der Arbeit mit CAD-Programmen (*Computer-Aided Design*) (vgl. ebd.: 34) oder beim routinierten Zurechtschneiden von Schaumstoff-Blöcken an einer Schneidemaschine (vgl. ebd.: 23). Es handelt sich also letztlich um eine Art Laborethnografie im Stile Latours, insofern als hier die als profan und belanglos abgetane Handwerkskunst der Praktiker, die sich gerade auch in der Handhabung der Ausrüstung manifestiert, als bedeutsam ausgewiesen wird. Wie Latour mit Bezug auf die Wissenschaften bemerkt, interessieren sich die ›großen‹ epistemologischen und wissenschaftssoziologischen Überlegungen zu Wahrheit und Wissen nicht für die konkrete, prosaische, praktische Arbeit des »Einrichten[s] von Referenzketten« (Latour 2014: 186). All diese »entsetzlich materielle[n] und weltliche[n] Elemente« (ebd.: 34) finden in den »offiziellen Theorien [der] Informanten« (ebd.: 80) – man könnte auch sagen: der Modernen – keinen Platz. Ihre listenförmige Erfassung »geht gänzlich aus der Ethnographie dieser Laboratorien hervor« (ebd.: 80).

Die Betrachtung dieser banalen, weltlichen Seite des architektonischen Entwerfens wird sogar zu einem zentralen Motiv ethnografischen Forschens erklärt: »In keiner Ethnographie fehlt dieser Hinweis auf die ›Mundanform sozialer Realität‹« (Potthast 1998: 8), wie Potthast – hier Karin Knorr-Cetina zitierend<sup>41</sup> – schreibt. Der Umweg über diese Mundanform und damit über die Laboratorien ist aber kein Selbstzweck und ist nicht der Idiosynkrasie des Forschers geschuldet. Vielmehr wird hier die grundlegende epistemologische Notwendigkeit postuliert, die Stätten der Praxis aufzusuchen, weil sich hier der Schlüssel zur Erklärung von Design und Architektur findet (vgl. Yaneva 2009: 18ff.). Die von Potthast angeführten »›großen‹ Erklärungen« (Potthast 1998: 8) umgehen das Labor »durch den Verweis auf der architektonischen Formbildung externe Strukturen« (ebd.: 17). Die Designtheorie der ANT enthält jedoch eine Absage an sogenannte Kontext-Erklärungen (vgl. Latour 2010a: 248f., 253ff., 329ff.). Man wird die Genese und

41 Vgl. Knorr-Cetina 1990: 10.

Beschaffenheit der Stadtarchitektur nicht richtig verstehen, wenn man sie im Rahmen eines »salto mortale«, mit dem man »in die unsichtbare Hinterwelt des sozialen Kontexts« (ebd.: 329) zu springen wagt, auf irgendwelche gesamtgesellschaftlichen bzw. irgendwie übergreifenden Entwicklungen ursächlich zurückführt. Der Weg zum ad-äquaten Nachvollzug der fabrizierten Stadt führt immer und unumgänglich über die Stätten der Fabrikation – also über das *inside* von Laboratorien, Studios, Büros usw. Wie im folgenden Abschnitt erläutert wird, ist der Gegenstand einer ANT-Stadtethnografie weniger die Stadt (oder der Platz) »da draußen«, sondern die Stadt (und der Platz) »hier drinnen« im Labor.

### 2.3.4 *There is No Outside* – Die Stadt ins Labor holen

Es gibt einen theoretisch wichtigen oder vielmehr ANT-spezifischen Grund, warum die architektonische bzw. Designpraxis *from the inside* und aus nächster Nähe betrachtet werden muss – und der hat mit dem Laborcharakter von Architekturbüros zu tun. Getreu der von Latour entfalteten Argumentation skizziert Yaneva eine Architektursoziologie, die das Soziale – und damit den gesellschaftlichen Kontext von Architektur außerhalb des Architekturbüros – nicht als gesonderten Bereich begreift, mit dem sich Architektur erklären lässt (vgl. Yaneva 2009: 22). Wenn Bedeutung und Form von Gebäuden erst im Zuge einer ereignishaften und an die Entwurfspraxis gebundenen Design-Trajektorie entstehen, kann Architektur nicht mehr durch einen kurzschlüssigen Verweis auf externe – ob gesellschaftliche, politische, ökonomische oder kulturelle – Kontexte erklärt werden. Artefakte sind keine Kontext-Geburten: Sie analytisch und damit ursächlich auf ihre Kontexte zurückzuführen hieße, Architekten und Designer (mitsamt ihren Büros) fälschlicher Weise als passive *Zwischenglieder* zu begreifen, die die im Kontext flottierenden strukturellen Einflüsse getreu umsetzen bzw. materialisieren. Das Architekturbüro und die in diesem praktischen Setting lokalisierte Ontologie von Kreativität sind jedoch als aktive, generative *Mittler* anzusehen, die Ereignis, Kontingenz und Transformation in den Prozess einführen.<sup>42</sup> Kontexte dagegen eignen sich Latour zufolge nicht als Handlungsinstanzen und damit auch nicht als Erklärung für Phänomene (vgl. Latour 2010a: 248ff.).

Es lohnt sich, die Argumentationskette im Detail zu rekonstruieren, die zur Ablehnung von Kontext-Erklärungen führt, leitet sich doch aus dieser Begründung die forschungsprogrammatische Notwendigkeit ab, die Stätten der Fabrikation aufzusuchen. Wie bereits erwähnt, ist der Umweg über das Architekturbüro als Laboratorium der Stadt zwingend und nicht einer willkürlichen Laune des Ethnografen geschuldet.

42 Mit dem Begriffspaar »Mittler« und »Zwischenglied« (Latour 1996b: 48, Herv. i. O.) kann man zwischen handelnden und nicht-handelnden Objekten unterscheiden (vgl. Latour 2010a: 66ff.). Ein Zwischenglied ist wie ein routiniert zum Einsatz gebrachtes Instrument: Es verhält sich so verlässlich, dass man hier sagen kann, es drückt einen menschlichen Zweck oder eine menschliche Bedeutung lediglich aus, verkörpert sie, setzt sie um (vgl. Latour 1996b: 48). Beim Mittler dagegen hat man es mit einem störrischen Objekt zu tun: Bei ihm wird die Bedeutung »teilweise konstituiert, verschoben, neu geschaffen, modifiziert, kurz: übersetzt und verraten.« (Ebd.) Der Mittler ist somit ein »Akteur« im Sinne der ANT: ein »Ding, das eine gegebene Situation verändert, indem es einen Unterschied macht« (Latour 2010a: 123, Herv. i. O.).



Der Fehler, den Kontext-Erklärungen begehen, besteht Yaneva zufolge zunächst darin, dass sie das konkrete Designobjekt und die Designpraxis illegitimer Weise ausblenden, beispielsweise »by referring to abstract ideas from outside architecture to explain design [...] practices« (Yaneva 2009: 21). Sie lösen das Objekt aus seinen spezifischen Zusammenhängen heraus und fügen es einem abstrakten Kontext ein, der dann das eigentliche Erkenntnisinteresse solcher Erklärungsschemata ausmacht, etwa »the cultural background of the creator or the society he is designing for.« (Ebd.: 23) Die Verwendung solcher Kontext-Erklärungen schreibt Yaneva vor allem solchen Ansätzen zu, die sie pauschalisierend einer kritischen Soziologie bzw. Theorie zuordnet:

»Critical theory postulated that in order to see the logical patterns of an architectural process or product, the latter should be extracted from the rather messy and irregular process of a production method full of insignificant details; one should rather go upwards until embracing higher-level theoretical frameworks outside architecture – social factors, cultures, politics. [...] [T]o explain a particular building or concept, a critical thinker would show its entrenchment in ›the social context of its time‹ and would present it as reminiscent of the ›political climate of an époque‹, of intricate power relations and economic interests.« (Ebd.: 20/22)

Das Designobjekt wird in ein umfassenderes Feld kultureller Produktion eingeordnet – eine von Potthast als »Strukturdeterminismus« (Potthast 1998: 17) identifizierte Position, derzufolge sich »[a]lles, was sich im kleinen Feld [dem Architekturbüro, J. W.] ereignet, [...] umstandslos durch Rekurs auf das große Feld erklären [läßt].« (Ebd.: 17) Als Beispiel für eine solche kritische, auf Kontexte abhebende Soziologie im Bereich der Architektur führt Yaneva Pierre Bourdieus Schilderung des Berberhauses in der Kabylei an: »[It is] a microcosm that reflects the macrocosm of society [...]. The small reflects the big; architecture embraces the shapes suggested by society or culture. Thus, in order to be understood, buildings had to be located within the entire spectrum of economics, politics, social practices« (ebd.: 20). Ökonomie, Kultur, Gesellschaft und Politik »were invited to explain the design process, the success or failure of architectural projects, and to elucidate why a particular style emerges or vanished at a particular moment of time, or to shed light on urban dynamics and city developments.« (Ebd.: 20f.)

Mit diesem letzten Hinweis auf Stadtentwicklung wird die Argumentation aus dem engeren Bereich der Architektur herausgelöst und für die Betrachtung von Stadt im Allgemeinen geöffnet: Weg fällt nun »the [...] assumption that there is a ›social context‹ in which architectural and urban activities take place, and which can explain their meaning and relevance.« (Yaneva 2009: 22) Die Liste der zu erklärenden Designpraktiken wird über die Arbeit von Architekten hinaus erweitert: »In order to elucidate the design moves and inventive impetus of architects, planners and urban developers, he or she would account for the social and political influences on the ›creators‹« (ebd.). Für den Bereich der Stadtplanung skizziert Yaneva zudem jene Standardeinstellung der Soziologie, von der Latour gerade wegkommen möchte:

»Although it is recognized that urban planning has its own [...] internal logic, it is assumed that some aspects of it would be better understood if some ›social dimension‹ and ›social conditions‹ were added. Although the design process unfolds under its own

logic, there are always some ›social‹ elements and factors to explain its unpredictable turns and difficulties.« (Ebd.: 22)

Planungssoziologie hat hier noch ganz die Form einer Soziologie des Sozialen: Das Soziale oder die Gesellschaft werden als gesonderter Wirklichkeitsbereich vorgestellt, mit dem sich nicht-soziale Phänomene der Stadtplanung und -entwicklung erklären lassen. Der Planungssoziologe fragt dann nach dem »sozialen ›Kontext‹« oder den »›sozialen Aspekte[n]‹« (Latour 2010a: 14) der von ihm untersuchten praktischen Disziplin. Eine ANT-Planungssoziologie muss jedoch ohne das Soziale auskommen, genauso wie eine Architektursoziologie ohne eine Gesellschaft auskommen muss, in die sie Architekten und Architekturen einbetten kann. In der Konsequenz heißt das: Die Gesellschaft wird als Baumeister der Stadt verabschiedet und dadurch ein Kontrapunkt gesetzt zu einer bestimmten Form stadtsoziologischen Denkens, die gesellschaftliche Gründe hinter Art und Typ der Stadt(-gestalt) ausfindig zu machen sucht. Die »physische Gestalt der Stadt« (Siebel 2004: 13) lässt sich nicht mehr ohne weiteres als »Produkt [...] sozialer Verhältnisse« (ebd.) begreifen.<sup>43</sup>

In der ANT wird diese Ablehnung von Kontext-Erklärungen jedoch verallgemeinert: Sie gilt nicht nur für die sozialen, sondern auch für alle anderen »Rahmen« (Latour 2010a: 15) bzw. »Bezugsrahmen« (ebd.: 29), seien diese sozial, politisch, kulturell oder ökonomisch (vgl. hierzu auch Latour 1996a: 129ff.). Ad acta gelegt werden damit Fragerichtungen wie die folgenden: »How is American culture [...] embedded in the design of the Seattle library, how are Chinese politics mirrored in the CCTV tower in Beijing, how is Portuguese culture reflected in the Casa de Musica?« (Yaneva 2009: 18) Problematisch sind die Erklärungsschemata, die von solchen Fragen nahegelegt werden, weil sie beispielsweise die »American culture« oder »Portuguese society« (ebd.: 25) als höheres Realitätsprinzip einsetzen, aus dem sie die Gebäude unvermittelt hervorgehen lassen. Insbesondere auch der ökonomische Kontext und mit ihm die »›materialistische‹« (Latour 2006c: 261, Herv. i. O.) Erklärung werden von Latour als eines jener allzu »grandiose[n] Schemata« (ebd.) verworfen, die von den Modernen als Interpretationsfolie an die Erzeugnisse von Wissenschaft und Technik angelegt werden. Der Markt, der Kapitalismus und die Ökonomie konstituieren keine »Superstrukturen« (ebd.: 261), die der Praxis zugrunde liegen. Es sind zu »große Entitäten« (ebd.: 298), mit denen sich Wissenschaft und Technik nicht gut erklären lassen. Auf diese großspurigen Erklärungsmuster antwortet Latour mit einer »Strategie der Deflation« (ebd.: 261): Der Blick wird auf die Laborpraxis gerichtet und so den grandiosen Schemata eine Erklärung entgegengesetzt, die »schlicht« und »bescheiden« (ebd.) ist und darüber hinaus

43 Dass Stadtsoziologen die Gesellschaft als formende (oder auch deformierende) Kraft denken, illustriert der folgende Hinweis Siebels: »Die Gesellschaft, die die Gestalt der traditionellen europäischen Stadt hervorgebracht hat, existiert nicht mehr. Deshalb verschwindet diese Gestalt auch im Siedlungsbrei der großen Agglomerationen.« (Siebel 2004: 35) Solchen Denkmustern zufolge bringt die »bürgerliche Gesellschaft« die »europäische Stadt« (ebd.: 13), die moderne Gesellschaft die »moderne Großstadt« (Bahrdt 1971), die postmoderne Gesellschaft den »postmoderne[n] Urbanismus« (Basten 2005) und die »postmoderne Stadt« (Wood 2003: 93ff.) und die Weltgesellschaft die »Global City« (Sassen 1991) hervor.

noch den Vorzug hat, in empirischer Beobachtung verankert zu sein (vgl. Latour 2010a: 259ff.).<sup>44</sup>

Als Zwischenfazit kann festgehalten werden: Kontext-Erklärungen reduzieren die Praxis der Architekten auf den Status eines Zwischenglieds, indem sie das Designstudio als einen letztlich belanglosen Mikrokosmos begreifen, der den Makrokosmos – den übergeordneten Kontext ›da draußen‹ – lediglich zum Ausdruck bringt. Die Stadtarchitektur spiegelt dann die Gesellschaft wider, in der sie zur Existenz gebracht wird. Damit tragen Kontext-Erklärungen aber dem Laborcharakter von Architekturbüros keine Rechnung. Mit dem Labor-Begriff werden die Stätten der Praxis als Mittler ausgewiesen, die Struktur zu einem Ereignis machen: Aus Struktur wird (transformierende) Strukturierung und aus den Laboratorien »Struktur-Produzenten« (Latour 2010a: 306). In seiner Eigenschaft als Labor wird das Architekturbüro bzw. das Designstudio zu einem jener besonderen lokalen Orte, »where the global, the universal, contexts and cultures are assembled and reassembled« (Yaneva 2009: 24).<sup>45</sup> Die Realitätsprinzipien (und damit Ursachen) von Architektur nicht in der Welt außerhalb des Architekturbüros zu verorten, heißt also nicht, dass die Welt nicht in diesem präsent wäre. Die Welt wird in das Labor hineingeholt, um dort (neu) zusammengesetzt zu werden. Für das Büro von Rem Koolhaas gilt: »[T]he entire world is in here – Seattle, Cordoba, New York, Porto, Beijing, Saint Petersburg – placed on different tables of models [...] – waiting to be reinvented by design.« (Ebd.: 9f.) Gegenstand der ANT-Stadtsoziologie ist an dieser Stelle nicht die Stadt ›da draußen‹, sondern die Stadt ›hier drinnen‹ im Labor, das die Stadt neu erfinden oder auch nur ein Stück weit re-designen wird. Aus der Latour'schen Formel »Gebt mir ein Laboratorium und ich werde die Welt aus den Angeln heben« (Latour 2006a) wird: »Gebt mir ein Architekturbüro und ich werde die Stadt aus den Angeln heben.« Latour spielt hier in Anknüpfung an Archimedes, der auf »die verrückte Idee« kam, »einen großen Körper [...] von einer kleinen Kraft« (Latour 2016a: 20) bewegen zu lassen, auf die »Hebelwirkung des Labors« (Latour 2006a: 117) an: Einem ›kleinen‹ Ort gelingt es durch den Einsatz von Wissenschaft und Technik die Welt bzw. »die ›ganze Gesellschaft‹« (ebd.) zu modifizieren. Die ›große‹ Stadt wird ›aus den Angeln gehoben‹, indem sie in das ›kleine‹ Designstudio geholt und dort von ›kleinen‹ Architekten – ausgestattet mit Zeichenblöcken, Bildbänden und Computerprogrammen als Hebeln – umgestaltet wird.

44 Das heißt jedoch nicht (um hier Missverständnissen vorzubeugen), dass ökonomische oder politische Aspekte keine Rolle spielen: Die Praxis erweist sich vielmehr immer als heterogen, wenn man sie im Detail inspiziert. Die Pointe Latours ist hier vor allem, dass man sich an das Konkrete und Empirische halten muss, anstatt abstrakte Superstrukturen anzuführen – ein Argumentationsfaden, der in den nächsten beiden Kapiteln wieder aufgenommen wird.

45 Yaneva hält sich also an die von Latour ausgegebene Anweisung, dass man »das Globale lokalisieren« (Latour 2010a: 299) muss. Gemeint ist, dass man eine »Super-Mega-Makro-Struktur« (ebd.: 329) nicht unbedenken als »verborgene Kraft« (ebd.: 88) einsetzen darf, um mit dieser das in Frage stehende Phänomen zu erklären. »Übergeordnete« strukturelle Einflüsse sind immer gebunden an Trägermedien und damit an konkrete Orte und konkret lokalisierbare Akteure, die – im Gegensatz zu den »Makrostrukturen« als »unsichtbaren Agenten« (ebd.: 309) – »konkret und vollständig erforschbar sind« (ebd.: 313). »Globale« strukturellen Einflüsse müssen also einen Umweg nehmen – etwa über das Designstudio – um »wirksam« zu werden.

Aufgrund seines Laborcharakters wird das Architekturbüro zu einem Ort, an dem die Stadt fabriziert wird – inklusive der Realität der Stadt:

»[A] building is not supposed to represent a reality ›out there‹. [...] It is not description, but enactment that guides the design process [...]. The fact that there is no urban life ›out there‹, far from the studio, has been demonstrated by all those designers who never visited the Whitney site in Manhattan but kept on designing for it [...]. Designers never go ›outside‹; *there is no outside*. Manhattan, Seattle, Cordoba are brought into the office; their life is re-enacted in studio practice.« (Yaneva 2009: 84f., Hervorhebung J. W.)

In diesem Zitat sind zwei wichtige theoretische Punkte enthalten: Die Designer können an Ort und Stelle (also in ihren Büros) bleiben und dennoch die Welt ›da draußen‹ bearbeiten – vorausgesetzt, die Städte, für die designt werden soll, lassen sich über die ›unveränderlich mobilen Elemente‹ (etwa Luftbildaufnahmen oder Bodenpläne) in das Labor transportieren. Das zweite, wichtigere Argument ist jedoch, dass der Zugang der Designer zur Außenwelt – wie auch im Falle der Wissenschaften – nicht unmittelbar oder im Sinne einer einfachen Korrespondenz zu haben ist. Auch deswegen kann der übergreifende Kontext ›dort draußen‹ nicht als Realitätsprinzip dienen, weil diese Realität im Labor ›übersetzt‹ und neu verhandelt wird. Die Widerspiegelungsthese, die in den Entwürfen der Architekten den Abdruck einer Realität ›da draußen‹ zu entdecken meint, verkennt die Brüche, die sich ergeben, wenn die Welt auf Umwege gebracht und durch die generativen Settings der Laboratorien hindurchgeschleust wird. Das Labor verleiht der Realität ›dort draußen‹ eine performative Dimension (*enactment*) und transformiert diese zugleich. Die Erkenntnisrichtung wird also umgekehrt: Nicht die Welt bzw. Realität wird herangezogen, um die Aktivität ›drinnen‹ im Architekturbüro zu verstehen, sondern der Umweg über das Architekturbüro erlaubt es überhaupt erst, die Welt ›da draußen‹ (als fabrizierte Wirklichkeit) zu verstehen: »To understand the societies produced by architects, we need to look at them from the inside out.« (Ebd.: 100)

Auch in dem Berliner Architekturbüro wird »die Stadt ins Labor geholt« (Potthast 1998: 69) – und mit ihr der West-Berliner Breitscheidplatz und die ganze City West. In dem von Potthast verfolgten Projekt arbeiten die Architekten an den Entwürfen für ein Hochhaus, westlich an den Breitscheidplatz angrenzend (vgl. ebd.: 5).<sup>46</sup> Auf dem Papier wird jedoch nicht nur ein Gebäude, sondern auch der Platz – als stadträumliche Situation – (neu-)gestaltet. Auch das Generieren städtebaulicher Konzepte für die City West (vgl. Potthast 1998: 5) gehört zu den Aufgaben der Architekten. Architektur wird solcherart zu einem »Feld der materialen Stadtproduktion« (ebd.: 2). Als »stadtplanende Architekten« werden die Praktiker im Büro zu »Akteuren des Wandels«, da sie »an Alternativen für den bestehenden baulichen Bestand der Städte« arbeiten (ebd.: 1). Die Architekten begründen ihr Projekt mit der »Notwendigkeit eines städtebaulichen

46 Ob sich die Architekten mit ihrem Entwurf durchsetzen konnten (und um welches Architekturbüro es sich handelt), wird von Potthast nicht aufgelöst. Zumindest steht an dieser Stelle heute das ›Upper West‹ des Architekten Christoph Langhof bzw. des Langhof Studios für Architektur in Berlin.

Eingriffes« (ebd.: 66) – eine Begründung, »die zugleich das Problem der City West definiert und den Entwurf als optimale Lösung empfiehlt.« (Ebd.: 66)<sup>47</sup> Stadträumliche Einheiten eines größeren Maßstabs (Breitscheidplatz und Umgebung, die ganze City West) werden also in das »kleine« Architekturbüro-Schrägstrich-Labor geholt, um dort bearbeitet zu werden.

Theoretisch bedeutsam ist hierbei nicht nur dass, sondern auch wie die Außenwelt in das Architekturbüro geholt wird, um dort zum Gestaltungsobjekt zu werden. Wenn zur architektonischen Praxis auch die »Visualisierung des Projekts im städtischen Kontext« (Potthast 1998: 21) gehört, so muss in Bezug auf diesen städtischen Kontext festgehalten werden: Dieser ist keine unumstößliche, bereits festgesetzte Größe im Sinne einer unhintergehbaren Rahmenbedingung, sondern wird in einem Zug mit dem Projekt realisiert: »A technological project is not *in* a context; it gives itself a context« (Latour 1996a: 133, Herv. i. O.). Der Vorstellung eines bereits existierenden Kontexts hält Latour »the work of contextualization« (ebd.: 137) entgegen, die genauso zum ethnografischen Studienobjekt erklärt wird wie die eigentliche Entwurfsarbeit: »What is required is [...] to study the way the project is contextualized or decontextualized.« (ebd.: 133). Auch hier erweist sich das Denken Latours als ein Stück weit ethnomethodologisch: Der Praxis der stadtplanenden Architekten ist eine Reflexivität eigen. Sie selber konstruieren (und aktualisieren) in und durch ihre Praxis den Kontext ihres eigenen Tuns. Potthasts Studie hält für diesen theoretischen Sachverhalt Material zur Illustration bereit: Die Architekten stellen in ihrer Entwurfs- und Konzeptarbeit Bezüge zu ihrer »Umwelt« und damit zur Stadt her: »Der Erfolg des Projekts hängt davon ab, ob es gelingt, die Außenperspektive in den Entwurf einzuarbeiten. Diese Aufgabe besteht vornehmlich darin, den Entwurf mit einer Reihe von Referenzen auf Stadt auszustatten.« (Potthast 1998: 4) Berücksichtigt man den ANT-eigenen Konstruktivismus (vgl. Latour 2003), müsste hier jedoch noch ergänzt werden, dass solche Verweise auf das »urban life ›out there« (Yaneva 2009: 84) nicht »naiv« als referentieller Bezug auf eine Außenwelt gelesen werden können. Auch der Kontext – die urbane Realität »dort draußen« – wird im Architekturbüro fabriziert, und dies macht es im eigentlichen Sinne zum »Labor der Stadt« (Potthast 1998, im Titel). Die Außenwelt bzw. Wirklichkeit der Stadt wird nach innen geholt und dort übersetzt.

Ein zentraler Aspekt der *in-house*-Ethnografien von Architekturbüros ist also die Beobachtung der Art und Weise, »wie die Stadt ins Labor geholt wird« (Potthast 1998: 69). Untersucht werden können hier – analog der von Latour erforschten »Kunstfertigkeit«, die die Naturwissenschaftler bei der »Inskription« der Natur unter Beweis stellen – die Methoden der Visualisierung und Darstellung der Stadt (vgl. ebd.: 41ff., 69): Modelle bilden den »Kontext« des Projekts und damit die städtebauliche Situation am Breitscheidplatz ab; die City West wird durch »Verzweidimensionalisierung« (ebd.: 43) in eine Post-

47 Potthast illustriert, wie die architektonische Entwurfsarbeit unweigerlich mit städtebaulichen Eingriffen einhergeht (vgl. Potthast 1998: 63, 66, 69): Zu der Gestalt des sich der Wahrnehmung darstellenden Gebäudes kommt die Einpassung des Gebäudes in einen städtebaulichen Kontext. Architektur beinhalte daher auch stadtplanerische Aspekte (vgl. ebd.: 63) – eine Einsicht, die dem gängigen Topos zuwiderlaufe, »daß Architekten objektiviert sind, statt vom städtischen Zusammenhang her zu denken.« (Ebd.: 69, Anm. 43, Herv. i. O.)

kartenansicht verwandelt (ebd.). Zum anderen wird die Außenwelt über das ins Architekturbüro geholt, was Latour die »Rahmungsaktivität« bzw. das »Kontextualisieren« der Akteure nennt, eben jene »Geste, mit der wir gerne ›die Dinge in ihren größeren Rahmen‹ einordnen.« (Latour 2010a: 321) Die Architekten betten ihr Hochhausprojekt in einen globalen Kontext ein, der nicht als »bloße Gegebenheit« (ebd.) in die Designpraxis einfließt, sondern genauso »hergestellt« (ebd.) werden muss wie das Gebäude auch: Potthast beobachtet den Chefarchitekten (»Prof. X«) dabei, wie er beim Reden über das Entwurfskonzept seinen »Blick auf das Ganze« (Potthast 1998: 36) richtet und »das Projekt auf die größtmöglichen Maßstäbe bezieht.« (Ebd.: 36) Er sucht »Totalisierungseffekte für sein Projekt zu erzielen« (ebd.: 36, Herv. i. O.), in dem er sein »umfassendes Konzept für die ganze ›City West‹ vor[stellt]« (ebd.: 36) und sich in diesem Zusammenhang auf die Ökonomie und die »Global Cities«-These von Saskia Sassen bezieht (vgl. ebd.: 36, 45). Der »globale Trend« (ebd.: 46), wie Prof. X. aus Sassens Global-City-These folgert, bestehe in der Konzentration einer bestimmten Nutzergruppe – »finanzorientierte und unternehmensbezogene Dienstleistungsfirmen« (ebd.: 46) – in den Stadtzentren einiger weniger Metropolen (vgl. ebd.). Sein Hochhaus ist entsprechend (quasi diesem »globalen Trend« folgend), als vermietbare und ökonomisch lukrative Büro- und Gewerbefläche konzipiert.<sup>48</sup> Globale Trends der Stadtentwicklung stellen jedoch nicht den Rahmen für die Entwurfspraxis der Architekten dar. Vielmehr müssen im Architekturbüro rahmende und »totalisierende« (Latour 2010a: 282, Herv. i. O.) Bezüge hergestellt werden, um vom Einfluss globaler Trends sprechen zu können – und genau diese Praxis des Einrahmens gilt es nach Latour als »neuen faszinierenden Gegenstand« (ebd.: 322) zu entdecken.

Die Pointe, die die ANT hier bereithält, ist, dass globale Entwicklungstrends nicht schlichtweg durch das Architekturbüro »hindurchgehen«, als sei dieses nur ein passives Vehikel. Mit der ANT muss hier vielmehr von einer *performativen* Dimension gesprochen werden. Dies lässt sich auch am Aspekt der »eingebauten Nutzer« demonstrieren: Zu den Entwurfspraktiken und damit »world-making activities« (Latour 2005a: 57) der Architekten gehört auch die »Repräsentation zukünftiger Nutzer [...], die zum Projekt ›passen‹« (Potthast 1998: 46), und die genauso »ins Bild« (ebd.: 46) gesetzt werden wie die Hochhäuser. Eben jene »finanzorientierten und unternehmensbezogenen Dienstleistungsfirmen« sind dem Hochhaus als ideale Nutzer eingeschrieben. Genauso wird auf Fotos illustriert, »wie man sich das öffentliche Publikum vorstellt« (ebd.: 47) – im

48 Vergessen werden darf nicht, dass Laborpraktiken – insbesondere die Visualisierungs- und Darstellungsweisen der Objekte und damit auch die »Visualisierung des Projekts im städtischen Kontext« – an agonistische Situationen rückgebunden werden müssen, will man sie vollständig erklären (vgl. Latour 2006c). Eine solche agonistische Situation ist im Falle des Hochhauses für den Breitscheidplatz allein schon dadurch gegeben, dass Hochhäuser in Berlin (politisch) höchst umstritten sind (vgl. Bodenschatz 2000). Man hält hier gern an der traditionsverbürgenden Traufhöhe von 22 Metern fest. Aber auch in anderer Hinsicht ist das Hochhaus umstritten: Indem er den Turm als lukrative Büro- und Gewerbefläche ohne Wohnungen konzipiert (vgl. Potthast 1998: 45), positioniert sich der Chefarchitekt in einem Streit bezüglich der »Platzierung von Funktionen« (Bienert 1992: 60) – ein Streit, der bereits bei der Neugestaltung des Potsdamer Platzes ausgefochten wurde: Traditionsverbürgend ist neben der Traufhöhe auch die »Berliner Mischung« im Sinne einer Mischnutzung: In der Innenstadt soll nicht nur gearbeitet, sondern auch gewohnt werden.



Falle der City West und des Breitscheidplatzes etwa »eine elegante Frau beim Shopping«, »jung-dynamische, gut gekleidete Menschen beim Snack« (ebd.: 47) oder »junge Geschäftsleute, zahlungskräftige Passanten, Touristen« (ebd.: 49). Wie Potthast hinzufügt, entspricht das (im Jahr 1998) »nur teilweise dem Publikum, das sich am Breitscheidplatz aufhält« (ebd.: 49): ein unerwünschtes »Problem-Publikum« bestehend aus »Pennern, Kiffern, und Dealern« (ebd.). Ob die gewünschten Nutzer bereits existieren oder nicht, ob sie in Wartestellung darauf harren, neue Büroflächen in zentraler Lage zu beziehen oder nicht: An den Breitscheidplatz gezogen werden sie dadurch, dass sie in das Design und die städtebauliche Gestaltung eingeschrieben werden. Ein globaler Entwicklungstrend bedarf, um sich zu realisieren, der *Übersetzung* durch die in Architekturbüros arbeitenden Programmierer. Labore bzw. Architekturbüros sind damit »Arenen der Vermittlung« (Potthast 1998: 19), in denen das Makro gleichsam im Mikro aufgegriffen und dort zur Verhandlungssache gemacht wird. Von »Kontextualisieren« an Stelle von »Kontext« zu sprechen, gesteht den Akteuren Handlungspotential und damit mehr Gestaltungs- und Freiheitsspielräume zu. Das, was man als (Makro-)Strukturen oder strukturelle Randbedingungen umschreiben könnte, wird im Labor durch »Übersetzung« gebrochen, gewissermaßen verflüssigt, nur um dann erneut in Material (beispielsweise in ein aus Beton und Stahl bestehendes Hochhaus) gegossen und wieder verfestigt zu werden. »Übersetzung« wird daher von Latour auch als Begriff für die im Labor stattfindende »Auflösung der Innerhalb/Außerhalb-Dichotomie« (Latour 2006a: 116) angeführt: »Laboratorien [sind] genau deswegen gebaut worden [...], um den wirklichen Unterschied zwischen dem ›Innerhalb‹ und dem ›Außerhalb‹ sowie den Unterschied im Maßstab zwischen ›Mikro-‹ und ›Makro-‹ Ebenen zu destabilisieren oder aufzuheben.« (Ebd.: 105) Der Stadt ›dort draußen‹ kommt man also ›drinnen‹ im Labor auf die Spur.

### 2.3.5 Die Fabrikationsorte aufsuchen – Fabrikation(en) der Stadt nur im Plural

Weiter oben wurde darauf hingewiesen, dass im Rahmen eines ANT-Forschungsdesigns nicht die Innenansichten urbaner *communities*, sondern die innersten Details der Laboratorien von Interesse sind. Das in der *urban anthropology* stark gemachte Motiv der Pluralität urbaner Lebenswelten, das in dem von Park angeführten Bild eines Mosaiks sozialer Welten beispielhaft zum Ausdruck kommt, kann dabei ebenfalls unter ANT-Gesichtspunkten moduliert werden: Bezog sich Pluralität bisher auf die Vielfalt sozialer Perspektiven und Lebensweisen, die der Stadtethnograf in der Stadt zu entdecken vermochte, richtet sich der Blick der ANT auf die vielfältigen Artikulationen des Objekts selbst: Die Stadt wird fabriziert, aber auf multiple Weise und an vielen Orten der Fabrikation. John Law spricht von der »multiplicity« (Law 2004: 13f., 61, 65f.) der (Wissens-)Objekte – ein Gedanke, der von der Stadtforschung aufgegriffen und in die *multiplicity* des Objekts Stadt übersetzt wurde (vgl. Fariás 2011: 13f.). Gemeinsamer Bezugspunkt ist die Studie »The Body Multiple« von Annemarie Mol, die unter anderem mit Bezug auf Bruno Latour (vgl. Mol 2002: 30f., 62) ein Wissensobjekt – die Krankheit Atherosklerose – erforscht, mit dem Ergebnis, dass diese Krankheit in unterschiedlichen Praxiszusammenhängen der Medizin auch auf unterschiedliche Weise hervorgebracht wird: Man hat es nicht mit einem singulären Objekt zu tun, sondern mit »multiple atherosclerosis« (Law

2004: 50, Herv. i. O.). Im direkten Anschluss an Mol schreibt Farías: [T]he city is a multiple object.« (Farías 2011: 13) Analog des von Mol beschriebenen kranken Körpers, der mit den verschiedenen Stationen des Krankenhauses auch vielfältige Realitäten durchläuft und dabei in jeweils unterschiedliche Objekte transformiert wird, so wird auch die Stadt auf multiple Weise zur Existenz gebracht (vgl. ebd.: 14). Stadtforschung wird zur Untersuchung jener Zusammenhänge,

»[which] ›assemble‹ the city in multiple ways: as a tourist city, as a transport system, as a playground for skateboarders and free-runners (›parkour‹), as a landscape of power, as a public stage for political action and demonstration, as a no-go-area, as a festival, as a surveillance area, as a socialization space, [...] as a creative milieu, as a huge surface for graffiti and street-artists, as a consumer market, as a jurisdiction etc.« (Farías 2011: 14)

Dasselbe gilt auch für einen Stadtplatz, der ebenso multipel ist: Der Breitscheidplatz etwa wird nicht zuletzt durch sein Bürohochhaus zu einer Art *Central Business District*. Genauso ist er aber Sportstätte, an der im Jahr 2018 die Leichtathletik-WM ausgetragen wurde. Die Shopping-Mall Bikini-Berlin und das Europa-Center machen ihn zur Einkaufs-Meile, der im zerstörten Zustand belassene Turm der Gedenkniskirche und ein in das Straßenpflaster eingelassener goldener Riss zum Ort des Gedenkens (an die Zerstörungen des zweiten Weltkriegs bzw. den Terroranschlag auf den Weihnachtsmarkt im Jahr 2016). Was im Städtebau im Grunde zum *common sense* gehört, die Einsicht nämlich, Straßen, Plätze und Wege viele Funktionen haben können, lässt sich im Rahmen der ANT stärker auf die Orte der Fabrikation zuschneiden: Es geht darum, die Orte aufzusuchen, an denen ein Platz als Gedenkstätte, Event-Location, Konsumlandschaft usw. definiert und zu dieser gemacht wird. Die Pluralität der Stadt bzw. des urbanen Lebens stellt sich nicht von selbst ein, ist keine Naturtatsache, sondern muss konstruiert, fabriziert, eingerichtet, instandgehalten werden.

Das ANT-Verständnis von Multiplizität entspricht nicht einer Multiperspektivität auf ein singuläres Objekt, wie Latour in Abgrenzung gegenüber dem Sozialkonstruktivismus und dem Konzept der »interpretativen Flexibilität« (Latour 2003: 202, Anm. 23) festhält. Multiplizität erschöpft sich nicht in der Vielzahl von Perspektiven, die man einem Objekt gegenüber einnehmen kann, wie etwa wenn man um eine Statue herumläuft und dabei unterschiedliche Blickwinkel zur Geltung bringt (vgl. Latour 1996a: 77). Gemeint ist eine ontologische Multiplizität des Objekts selbst. Mol spricht von »the performativity of enactment« (Mol 2002: 56, Herv. i. O.) und von »reality enacted« (ebd.: 44), wobei diese *enactments* nur im Plural vorkommen. Das Multiplizität-Argument erschließt sich erst vor dem Hintergrund des Realitätsverständnisses der ANT: Verworfen wird das herkömmliche Verständnis von Wirklichkeit, das von der »out-there-ness«, der »independence«, der »anteriority« und der »singularity« (Law 2004: 25f., Hervorhebungen im Original) der Realität ausgeht. Einem solchen Verständnis nach gibt es nur eine einzige, äußere Realität, die bereits da ist und in die aufgrund ihrer Autonomie auch nicht interveniert werden kann (vgl. ebd.: 51). Demnach wäre die Stadt als singuläres Objekt und als bereits existierende Realität ›da draußen‹ zu begreifen, als unverrückbarer Wirklichkeitshorizont, der gänzlich außer Reichweite des gestalterischen Eingriffs bleibt. Dem hält Farías die Vorstellung urbaner Assemblagen (im Plural!) entgegen (vgl.

Fariás 2011: 14), mit der ein Verständnis von Stadt als »emergent urban realities«, als »multiple enactments or multiple becomings« (ebd.) transportiert werden soll:

»[T]he notion of urban assemblages understands that the urban is an emergent quality of the multiple assemblage process, which is not pre-existent in the streets, the buildings, the people, the maps etc. The city is thus not an out-there reality, but is literally made of urban assemblages, through which it can come into being in multiple ways. [...] The city is thus a contingent, situated, partial and heterogeneous achievement: an ontological achievement, indeed, as it involves the enactment of an object otherwise inexistent.« (Ebd.: 15).

Die Realität der Stadt bzw. die Stadt als Objekt wird also auf multiple Weise performativ hervorgebracht – und zwar maßgeblich an den laboratoriumsartigen Konstruktionsorten der Stadt: »[T]he city's mode of existence resembles less a notion of ›out-there-ness‹ than one of ›in-here-ness‹.« (Fariás 2011: 13) Wenn man aber von der *out-there-ness* der Stadt sagen kann, »[that it] is crafted and produced ›in here‹« (ebd.), so führt das den Stadthetnografen eben nicht raus auf die Straße, wo angeblich das wirkliche Leben stattfindet, sondern rein in die Labore, in denen die Wirklichkeit der Stadt fabriziert wird. Diese Fabrikationsorte sind aber nur im Plural zu haben: Die Stadt bleibt – auch aus der Innenperspektive des Labors heraus – eine Vielheit.

## 2.4 Ein moderner Städtebau, der nie modern gewesen ist

Allein die Existenz von Städten zeigt, dass wir nie modern gewesen sind. In Form dieser Behauptung bringt Latour sein Konzept des Nichtmodernen mit dem Thema Stadt zusammen, wenn er in Bezug auf die Unterscheidung zwischen Menschlichem und Nichtmenschlichem argumentiert: »[U]rbanism is a good case to show the inanity of making the distinction« (Latour 2008c: 123). Das Paradox der Modernen, die auf theoretischer Ebene zwischen Natur und Kultur sauber unterscheiden, während sie in ihrer Praxis genau das Gegenteil tun, mache sich demnach besonders am Beispiel der Stadt bemerkbar: »The city is a good case. There are still people who talk about human-centered social theory, while in reality there are gigantic cities that are built« (ebd.). Die moderne Sozialtheorie, mit ihrer Absonderung des Sozialen von Materialität, Technik und Natur, mutet nach Latour gerade in der Stadt sonderbar an, »because it is so contradictory to what the practice of building cities is about.« (Ebd.) Wenn Heike Delitz es also berechtigterweise merkwürdig findet (vgl. Delitz 2009: 6), dass sich die moderne Stadtsoziologie nicht sonderlich für Architektur interessiert, obwohl man doch – nicht zuletzt aufgrund der augenscheinlichen Artifizialität der gebauten städtischen Umwelt – »am ehesten von der *Stadtsoziologie* eine Architektursoziologie erwartet [hätte]« (ebd.: 13, Herv. i. O.), so kann in Variation dieses Arguments behauptet werden, dass man am ehesten von der Stadtsoziologie einen nichtmodernen, symmetrischeren Blick auf die Welt hätte erwarten können.

Dieser Abschnitt will entsprechend die von Latour in »Wir sind nie modern gewesen« (Latour 2008a) entfaltete Argumentation als Grundlage nutzen, um neu über die Stadt und ihre Erforschung nachzudenken. Oder anderes herum: Ihm dient das Nach-

denken über die Stadt als Anlass, um Latours Überlegungen zu einer nichtmodernen bzw. nie modern gewesenen Gesellschaft zu plausibilisieren. Dabei wurde bereits in Abschnitt 2.2 der Gedanke verfolgt, dass der Einblick in die Praxis der Architekten nichtmoderne Berichte generiert und einen symmetrischeren Zugang zur Stadt(gesellschaft) ermöglicht. Auch die Praxis des Bauens und Planens von Städten müsste also offenbaren, in welchem Ausmaß wir nie modern gewesen sind. Das Motiv eines modernen Städtebaus, der nie modern gewesen ist, wird im Folgenden anhand von zwei Texten Latours ausgearbeitet: Neben »Wir sind nie modern gewesen« wird mit »Ein vorsichtiger Prometheus« (Latour 2009a) einer von Latours Vorträgen herangezogen, in dem er Überlegungen zu Design anstellt und diese dadurch in seinen allgemeinen Theorierahmen einpasst, dass er ein nichtmodernes Design-Zeitalter verkündet. Die Nichtmoderne lässt sich dabei auf drei zentrale Aspekte herunterbrechen, die hier stadtsoziologisch moduliert werden sollen: Es wird erstens Abschied genommen von der Vorstellung einer Sphärentrennung zwischen Natur und Kultur sowie von der Vorstellung einer modernen Gesellschaft, die in voneinander abgrenzbare Funktionsbereiche untergliedert ist. Die Nichtmodernen (und mit ihnen: Stadtplaner und Designer) sind zweitens von der Hybris der Modernen geläutert, die im Namen des Fortschritts die Stadt und ihre Gesellschaft zu gestalten suchten. Diese Läuterung speist sich drittens aus der Einsicht, dass man es nicht mit instrumentell beherrschbaren, modernistischen Objekten, sondern mit hybriden, netzwerkartigen Dingen zu tun hat, die sich aufgrund ihres verwickelten Mischcharakters den Kontrollversuchen der Praktiker entziehen. Kurzum: Die Stadt ist ein Monster.

#### 2.4.1 Die Stadt als Monster – Planungsprobleme als bössartige Hybride

Das Akteur-Netzwerk erweist sich insofern als ein nichtmoderner Schlüsselbegriff, als sich mit ihm »die Vorstellung von verschiedenen Bereichen, die durch homogene Grenzen getrennt sind« (Latour 2014: 68), transzendieren lässt. In ihren offiziellen Selbstdarstellungen präsentieren sich die Modernen zwar in Form von Bereichen und insistieren auf den Trennlinien zwischen diesen (vgl. ebd.: 67). Doch einige Wochen im Feld würden genügen, um der Forscherin die Erkenntnis abzuringen, dass man ihr »mit diesen Geschichten von den Bereichen einen Bären aufbindet« und »daß in der Wissenschaft nicht alles wissenschaftlich ist, im Recht nicht alles juristisch, in der Ökonomie nicht alles ökonomisch etc.« (Ebd.) Die Sphärentrennung im modernen Denken und mit ihr das Paradigma der funktionalen Differenzierung werden »als Leitlinie ihrer Forschung« (ebd.) verworfen und durch einen alternativen, durch den Begriff des Akteur-Netzwerks nahegelegten Ansatz ersetzt, der die Grenzen von Bereichen unterläuft und Heterogenität zum neuen Leitmotiv macht: Das Netzwerk »kann im Prinzip jedes beliebige Element mit jedem beliebigen anderen assoziieren.« (Ebd.: 83) Indem die Forscherin dem »Faden der Netzwerke« (ebd.: 75) folgt, untersucht sie die heterogene Zusammensetzung der Assemblagen, »ungeachtet aller Grenzzlinien zwischen Bereichen, welche ihre Informanten ihr in der Theorie vorschreiben wollen – die sie jedoch in der Praxis genauso leicht wie sie selbst überschreiten.« (Ebd.: 75) Dieses Missverhältnis zwischen moderner Selbstdarstellung und nichtmoderner Wirklichkeit macht Latour an der Lektüre einer Tageszeitung fest (vgl. Latour 2014: 67; Latour 2008a: 7), die ganz im Sinne

des modernen Bereichsdenkens nach Ressorts eingeteilt ist, obgleich man auf nahezu jeder Seite auf heterogene Gemengelagen stößt, in denen die Grenzen zwischen Bereichen – allen voran der zwischen Natur und Kultur – verwischen. Als »Kreuzung [...] aus Wissenschaft, Politik, Ökonomie, Recht, Religion, Technik und Fiktion« bringen solche »Hybridartikel« etwa Verhütungsmittel, den Papst, Chemiefirmen, Eileiter und texanische Fundamentalisten »miteinander in Verbindung« (Latour 2008a: 8), während auf einer anderen Seite das Ozonloch, die Ökosphäre, Industrielle, Staatschefs, Meteorologen, Kühlschränke, Spraydosen, die Ökologiebewegung und andere heterogene Akteure mehr »in die gleiche Geschichte verwickelt« (ebd.: 7), in ein und demselben Artikel »vermischt« (ebd.) werden. Der Netzwerk-Begriff dient Latour als analytisches »Transportmittel« (ebd.: 10), um »den Verwicklungen zu folgen« (ebd.: 9). Das »Netz [ist] der Ariadnefaden in diesen vermischten Geschichten« (ebd.: 10), die von einer hybriden, aus einem »Gemege« und »Verwicklungen« (ebd.: 9) bestehenden Welt zeugen.

Indem die Forscherin also »den *Verknüpfungen* eines Elements« (Latour 2014: 69, Herv. i. O.) folgt, »anstatt [...] Grenzlinien aufzuzeichnen« (ebd.), wird sie zur Teratologin (vgl. Callon/Latour 2006: 99): Sie wendet sich den Komplikationen und Verwicklungen des von ihr untersuchten Phänomens zu, die sich durch eben jene Verknüpfungen ergeben und die das Phänomen immer heterogener und damit auch monströser machen. Latour veranschlagt hier auch den Gilles Deleuze und Felix Guattari entlehnten Begriff des Rhizoms (vgl. Latour 2006g: 561, Deleuze/Guattari 1992: 16ff.): Die von Teratologen untersuchten Phänomene sind rhizomierende, sich in alle möglichen Richtungen nach dem »Prinzip der Konnexion und der Heterogenität« (Deleuze/Guattari 1992: 16) ver- und abzweigende Akteur-Netzwerke, die – weil sie wuchernde »Mannigfaltigkeiten« (ebd.: 17) und keine überschaubare »Einheit« (ebd.: 18) sind – sich nur bedingt kontrollieren und steuern lassen. Aus Vernetzung wird unentwirrbare Verflechtung, wenn nicht gar Verstrickung. Man hat es mit hybriden Monstern zu tun und nicht mit klar voneinander abgrenzbaren Funktionsbereichen, die jeweils einer klar identifizierbaren Steuerungslogik folgen. Die von Latour für diese hybriden Gemengelagen gewählte Metapher ist die des gordischen Knotens (vgl. Latour 2008a: 9), den die Modernen dadurch zu zerschlagen suchen, dass sie die Mixturen wieder in »reine Fachgebiete« und »säuberlich getrennte Schubladen« (ebd.) sortieren (Wissenschaft, Politik, Wirtschaft, Recht, Gesellschaft usw.). Auf die Diagnose »»[A]us diesem Gemege, aus diesen Verwicklungen besteht unsere Welt«« reagieren die Modernen mit »»Wir tun so, als gäbe es sie nicht«« (ebd.). Das moderne Denken will die selbst produzierten hybriden Gemengelagen wieder aufräumen und durch künstlich aufrechterhaltene Grenzen (analytisch) in den Griff kriegen. Es stößt sich an dem hybriden Charakter der Welt, an dem Mangel an »Eindeutigkeit« (Bauman 2005, im Titel) beim Klassifizieren und Sortieren der Dinge.

Die Stadt kann nun als ein Phänomen angeführt werden, an dem sich illustrieren lässt, wie wenig modern die Gesellschaft ist. Die Stadt ist ein Monster, eine hybride, heterogene Gemengelage bestehend aus Menschen und Dingen, aus Natur und Kultur, aus »Wissenschaft, Politik, Ökonomie, Recht, Religion, Technik und Fiktion« (Latour 2008a: 8). Die Probleme, die durch die Stadt aufgeworfen werden, lassen sich entsprechend als böseartig bezeichnen – in Anlehnung an die von Horst Rittel und Melvin Webber getroffene Unterscheidung zwischen zahmen und böseartigen Problemen

(vgl. Rittel/Webber 1992). Böse sind Probleme jedoch nicht aufgrund »ethischer« (ebd.: 21) Eigenschaften, sondern weil sie »vertrackt« (ebd.) und »wenig fügsam sind, da sie den Bemühungen trotzen, ihre Grenzen abzustecken und ihre Ursachen auszumachen« (ebd.: 31). Probleme der Kategorie »zäh« oder gutartig« (ebd.) dagegen sind nicht nur »separierbar« (ebd.: 21), sondern auch auf eindeutige Weise lösbar, wie etwa wenn ein Mathematiker die Lösung für eine Gleichung findet oder wenn ein Chemiker die Struktur einer unbekannten Verbindung analysiert (vgl. ebd.: 21, 24).<sup>49</sup> Bei »wicked problems« (Rittel/Webber 1973: 160) – wie die bösen Probleme im englischen Original heißen – ist »viel weniger offensichtlich, wo der Kern der Probleme liegt und weniger klar, wo und wie wir intervenieren sollten« (Rittel/Webber 1992: 18, Herv. i. O.). Diese Unklarheit rührt ähnlich wie bei Latour aus einer Gemengelage her: »untereinander verknüpfte Netzwerke von Systemen« (ebd.: 18), die (gordische) »Knoten« bilden und deren »Wirkungsketten« (ebd.: 19) die Systemgrenzen überschreiten. Der Bezug zur Stadtplanung ist dem Konzept der bösen Probleme dabei inhärent: »Planungsprobleme sind ›böse‹ Probleme.« (Ebd.: 20) »Der Planer« arbeitet »mit offenen Systemen« und »ist in der Vieldeutigkeit ihres Kausal-Gewebes gefangen« (ebd.: 31). In der Planung hat man es also nicht nur mit »widerspenstigen Klienten« (ebd.: 13) zu tun, die gegen Sanierungsprojekte oder eine Straßenführung protestieren (vgl. ebd.), sondern auch mit widerspenstigen Problemen – um nicht zu sagen: widerspenstigen Objekten.<sup>50</sup>

- 
- 49 Das heißt jedoch nicht, dass zähne Probleme auch leicht zu lösen sind. Selbst in der Mathematik und der Chemie muss vor »Doppelklick« gewarnt werden, der einen wissenschaftlichen Beweis »von allen seinen Vermittlungen gesäubert hat« (Latour 2014: 196). »Mathematiker«, so Latour, »[kennen] hingegen sehr gut und aus erster Hand alle Hindernisse [...], die man eines nach dem anderen beseitigen muß, um dahin zu gelangen, eine Notwendigkeit von einem Punkt der Beweisführung an einen anderen zu transportieren.« (Latour 2014: 196) Einwenden ließe sich zudem, dass auch die von Naturwissenschaftlern gefundenen Lösungen – etwa die Entschlüsselung der DNA-Verbindung – nicht immer eindeutig richtig sind und Raum für Kontroversen lassen (vgl. Latour 1987: 2ff.).
- 50 Von der versuchten Einführung der Straßenbahn Aramis lässt sich sagen, dass es sich um ein böses Planungsproblem handelt, und bei Aramis um ein widerspenstiges Objekt. Aramis wird explizit in Analogie zu Victor Franksteins Monster gesetzt (vgl. Latour 1996a: 248) und als »wicked« (ebd.: 248) bezeichnet, dies allerdings nicht mit Bezug auf das Konzept böser Probleme. Ein solcher Bezug ergibt sich indirekt über die begriffliche Unterscheidung zwischen kompliziert und komplex, die Bernd Streich zufolge der zwischen zähnen und bösen Problemen entspricht (vgl. Streich 2005: 55) und die auch von Latour aufgegriffen wird: Er unterscheidet zwischen komplizierten, aber dennoch unproblematisch verlaufenden technologischen Projekten, in denen sich alle Beteiligten verlässlich und berechenbar – wie Zwischenglieder – verhalten (vgl. Latour 1996a: 219f.). »Complicated« ist eine Aufgabe, die aus vielen Schritten besteht, »each one of which is simple« (ebd.: 219). Eine »complex task« dagegen hat die Schwelle zu einer nur schwer überschaubaren Gemengelage überschritten: »[it] embraces a large number of variables, none of which can be identified separately« (ebd.). Man hat es nicht mehr mit Zwischengliedern, sondern mit unzählbaren Mediatoren zu tun, die Chaos verursachen (vgl. ebd.: 220): Bei Aramis verläuft nichts nach Plan, eine Krise folgt auf die nächste, die Dinge sind »hopelessly embroiled« (ebd.: 216). Komplex wird ein technologisches Objekt oder ein Projekt dann, wenn mit der Anzahl der Hindernisse und Störfälle auch die Anzahl der technischen Umwege steigen, die genommen werden müssen, um diese Hindernisse zu überwinden: »It is in the detours that we recognize a technological act [...].



Rittel und Webber fügen ihrer Argumentation interessanterweise eine Art zeitdiagnostisches Moment hinzu, das an Latours Diagnose einer zunehmenden Verbreitung der Hybride (vgl. Latour 2008a: 7f.) erinnert. Die Dinge scheinen vertrackter zu werden – oder auch: wir werden uns zunehmend dessen bewusst, dass die Dinge vertrackter sind als bisher angenommen. »Das Ende der polytechnischen Lösbarkeit« (Burckhardt 2004b) ist gekommen. Rittel und Webber verweisen zunächst auf die »Errungenschaften« (Rittel/Webber 1992: 14) der modernen Wissenschaft und Technik (und auch der Planung):

»Die heutige Stadt und die derzeitige städtische Gesellschaft existieren als deutliche Zeugnisse professioneller Tüchtigkeit. Die Straßen wurden gepflastert, und alle Orte sind nun durch Straßen verbunden, Häuser schützen praktisch jeden, schreckliche Krankheiten sind praktisch ausgerottet, fast jedes Gebäude erhält sauberes Wasser, die Kanalisation nimmt die Abwässer auf, Schulen und Krankenhäuser versorgen praktisch jeden Bezirk usw.« (Ebd.: 14)

Modifizierend wird jedoch hinzugefügt: »Aber nun, wo diese relativ leicht zu bewältigenden Probleme gelöst sind, wenden wir uns anderen zu, die wesentlich schwieriger sind.« (Ebd.) Diese schwierigeren Probleme haben mit Latours Hybriden und den sich an ihnen entzündenden sozio-technischen Kontroversen gemeinsam, dass man es hier nicht mit einem ausschließlich in den Zuständigkeitsbereich von Technikern fallendes »Sortiment von Problemen« (ebd.) zu tun hat. Technischer und naturwissenschaftlicher Sachverstand allein reichen nicht aus, um sie einer Lösung zuzuführen, da die Sachverhalte immer auch (sozial-)politischen Charakter haben (vgl. ebd.: 27f., 34f.) – eine heterogene Gemengelage eben. In bösartigen Problemlagen findet sich das professionelle Expertenurteil unweigerlich verstrickt in Werturteilsfragen und Interessenkonflikte, die sich an Stadterneuerungsmaßnahmen oder dem Bau einer Autobahn entzünden (vgl. ebd.: 26, 34). Mit Latours Hybriden haben die bösartigen Probleme außerdem gemeinsam, dass sie sich wie Franksteins Monster (vgl. Latour 1996a: 82f., 157f.) der Beherrschbarkeit und Kontrolle ihrer Macher entziehen: »Monster sind Konstruktionen aus technischen Objekten, die man für beherrschbar und berechenbar hält« (Latour/von Thadden, o. S.). Gerade weil die Hybride sich nur schwer zähmen lassen, werden die Dr. Franksteins von heute angesichts der potentiell gravierenden Konsequenzen ihres Tuns zur Vorsicht angehalten (vgl. Latour 2009a: 359). Und was für den Wissenschaftler im Labor gilt, so auch für den Stadtplaner: Dieser muss immer damit rechnen, dass sein Versuch, ein bösartiges Problem durch planerische Intervention zu lösen, schädliche, »unerwünschte Rückwirkungen« (Rittel/Webber 1992: 25) nach sich ziehen kann. Das Ideal der systematischen Kontrolle, das im »modern-klassischen Modell von Planung« (ebd.: 20) enthalten war, bleibt bei bösartigen Planungsproblemen »unerreichbar« (ebd.).

Der Vergleich der bösartigen Probleme mit Latours Konzept der Hybride geht jedoch nicht vollständig auf: Das Denken Rittels und Webbers lässt sich noch dem zuordnen, was Latour die »moderne Verfassung« (Latour 2008a: 43) nennt, die es zu überwin-

---

And it is in the number of detours that we recognize a project's degree of complexity.« (Ebd.: 215).  
Man könnte hier ergänzen: ihren Grad an Bösartigkeit.

den und durch eine »nichtmoderne Verfassung« (ebd.: 184ff.) zu ersetzen gilt. Problematisch an der modernen Verfassung ist, dass sie eine Einteilung der Welt in Natur und Kultur und – darauf aufbauend – eine »Trennung [...] zwischen der wissenschaftlichen Macht [...] und der politischen Macht«, »zwischen der reinen gesellschaftlichen Kraft und dem reinen Naturmechanismus« (ebd.: 43), »zwischen der Naturwelt [...] und der Sozialwelt« (ebd.: 46) vornimmt. Rittel und Webber erhalten letztlich diese Trennungen aufrecht, indem sie zwischen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Problemen unterscheiden: »Die Art von Problemen, mit denen Planer zu tun haben – gesellschaftliche Probleme – sind von Natur aus verschieden von den Problemen, mit denen sich Wissenschaftler und vielleicht einige Ingenieurgruppen beschäftigen.« (Rittel/Webber 1992: 20) Der behaupteten (sozio-technischen) Verstrickung zum Trotz werden die bössartigen Probleme letztlich doch dem Gesellschafts-Pol zugeschlagen: Mit »zahmen« Problemen haben es die Naturwissenschaften zu tun (vgl. ebd.: 21). Planungsprobleme dagegen gehören der Welt der »Sozialpolitik« (ebd.: 28) an und »schließen praktisch alle gesellschaftspolitischen Themen ein«, von der »Trasse einer Schnellstraße« bis zur »Verbrechensbekämpfung« (ebd.: 21).

Latours nichtmoderner Ansatz ist radikaler, was die Auflösung der Natur-Kultur-Dichotomie angeht: Die Dinge sind nicht rein wissenschaftlich oder rein technisch, um dann erst im Nachhinein (nach Verlassen des Labors) in einen sozialpolitischen Kontext verwickelt zu werden. Wie in Kapitel 1 ausgeführt, sind die von Wissenschaftlern und Ingenieuren im Labor produzierten Dinge heterogen – mit Politik, Ökonomie, Kultur und Gesellschaft durchsetzt und damit hybride »Mischungen von Natur und Kultur« (Latour 2008a: 43). Die von Louis Pasteur »entdeckten« Mikroben bzw. Bakterien oder die Glühlampe Thomas Edisons (vgl. ebd.: 10f.) sind aber noch in einer weitergehenden Hinsicht als Hybride zu denken: Sie sind der »Stoff, aus dem unsere Gesellschaften sind.« (Ebd.: 10) Das Konzept des Hybriden wird von Latour herangezogen, um einen Begriff für die »soziotechnischen Verwicklungen« (ebd.: 15) bzw. die »soziotechnische[n] Netz[e]« (ebd.: 12) zu haben, die der Anthropologe nachzuzeichnen hat. Der Hybrid-Begriff steht für die Art und Weise, in der »Wissenschaft und Technik [...] mit unseren Kollektiven [...] verwoben sind« (ebd.: 10), für ihre »Verquickung mit Kollektiven« (ebd.: 11).<sup>51</sup>

Um die Pointe von Latours Argumentation nachzuvollziehen, muss vorerst noch der Umweg über eine weitere konzeptionelle Unterscheidung gemacht werden. »[D]as Wort »modern«, so Latour, steht für »zwei [...] Ensembles von Praktiken« (Latour 2008a: 19). Bei dem ersten Ensemble handelt es sich um das Knüpfen der soziotechnischen Netze bzw. um das, was Latour »die Arbeit der Hybridisierung« (ebd.: 20) nennt: Hier werden die »Hybriden, Mischwesen zwischen Natur und Kultur [geschaffen]« (ebd.: 19). Bei dem zweiten Ensemble handelt es sich um das, was Latour »Reinigung« (ebd.: 19) oder auch »Reinigungsarbeit« (ebd.: 43) nennt: Hier werden die Netze analytisch

51 »Kollektiv« wird von Latour als ein nichtmoderner Begriff im Unterschied zu dem der »Gesellschaft« eingeführt: »[Ich] werde [...] das Wort »Kollektiv« verwenden, um die Assoziation von Menschen und nichtmenschlichen Wesen zu beschreiben; und »Gesellschaft«, um nur jenen Teil unserer Kollektive zu bezeichnen, der durch die von den Sozialwissenschaftlern gezogene Trennungslinie erfunden worden ist.« (Latour 2008a: 11)

wieder zerschnitten, indem eine »totale[] Trennung zwischen Natur und Kultur« (ebd.: 43) vorgenommen und »zwei vollkommen getrennte ontologische Zonen« (ebd.: 19) geschaffen werden, »die der Menschen einerseits, die der nicht-menschlichen Wesen andererseits.« (Ebd.) Die »Mischwesen« (ebd.: 59), »die Hybriden, die Monstren [...] oder die »cyborgs«<sup>52</sup> (ebd.: 65) werden von Latour dem zugeordnet, was er das »Reich der Mitte« (ebd.: 66) nennt: Während die Moderne in Dinge auf der einen und Gesellschaft auf der anderen Seite teilt, »spielt sich [alles] in der Mitte ab, alles passiert zwischen den beiden Polen, alles geschieht durch Vermittlung, Übersetzung und Netze« (ebd.: 53), auch wenn offiziell (aufgrund der Reinigungsarbeit der Modernen) für diesen »Ort in der Mitte [...] kein Platz vorgesehen [ist].« (Ebd.)

Nun ist es gerade die Praxis der Vermischung und damit auch der Vervielfachung der Hybride, die Latour zufolge die Moderne kennzeichnet: Durch die Arbeit der Hybridisierung »[strömen] Tausende von Naturobjekten in den Gesellschaftskörper ein« (ebd.: 53), und es ist dieses »Eindringen der Objekte in das menschliche Kollektiv« (ebd.: 32), das die Moderne grundlegend kennzeichnet: »Das soziale Band der Gesellschaft, in der wir leben, besteht aus Objekten, die im Laboratorium fabriziert sind.« (Ebd.: 33) Die in Menlo Park entwickelte Glühlampe Edisons (vgl. ebd.: 10ff.) wird »mit unseren Kollektiven [...] verwoben« (ebd.: 10), insofern als über die Elektrifizierung der Gesellschaft die »Innenwelt von Menlo Park [...] zur Außenwelt von ganz Amerika« (ebd.: 129) wird. Mit Hybridisierung meint Latour also eine »Mobilisierung der Natur« (ebd.: 46), durch die Gesellschaften im großen Maßstab modifiziert werden<sup>53</sup>: In der modernen Gesellschaft kommt es zu einer »Produktion von Hybriden« (ebd.: 56) und damit zu einer Vermischung von Menschen und Dingen »in einer bislang unbekannten Größenordnung« (ebd.: 55). Die »Macht der Modernen« (ebd.: 48) – oder auch: die »Maßstabsveränderung der Modernen« (ebd.: 46) – beruht auf der »Kapitalisierung im großen Maßstab« (ebd.: 57) von Wissenschaft und Technik, durch die »die Hybriden vervielfacht« (ebd.: 57) und gleichsam am Aufbau der Gesellschaft beteiligt werden. Der »Erfolg« (ebd.: 58) der Modernen ist also gerade darauf zurückzuführen, dass die Wissenschaft »mit der Fabrik der Gesellschaft verbunden [ist]« (ebd.: 60).

Damit sind auch jene von Rittel und Webber aufgezählten Errungenschaften für die städtische Gesellschaft auf die Mobilisierung von Wissenschaft und Technik zurückzuführen: ohne Vermischung keine gepflasterten Straßen, kein sauberes Wasser, keine

52 Latour bezieht sich hier explizit auf Donna Haraway (Latour 2008a: 65). Wahlverwandt mit einer ANT-Stadtforschung sind entsprechend die Forschungsarbeiten, die sich unter das Stichwort »cyborg urbanization« (Gandy 2005) subsumieren lassen (vgl. zum Beispiel Mitchell 2003, Swynedeouw 1996 und 2006) und die beispielsweise auf den hybriden Charakter von urbanen Infrastrukturen als biologisch-technischen Systemen hinweisen.

53 Der Maßstabssprung resultiert aus der bereits erwähnten Auflösung der Grenzen zwischen Laboratorium und Außenwelt und aus der Hebelwirkung des Labors. Aus Menlo Park wird ein elektrifiziertes Amerika, aus Pasteurs Labor ein pasteurisiertes Frankreich (vgl. Latour 1988). Durch die Mobilisierung von Wissenschaft und Technik lässt sich die Welt bzw. die Gesellschaft »im großen Maßstab« verändern: »Es ist nicht mehr dasselbe Amerika vor und nach der Elektrifizierung.« (Latour 2008a: 11) Genauso ist die Welt eine andere vor und nach der Entdeckung der Mikrobiologie, die in Form von hygienischen Standards und Impfstoffen das »Kollektiv« durchzieht: »Der soziale Kontext des 19. Jahrhunderts ist ein anderer, je nachdem ob er sich aus armen Leuten zusammensetzt oder aus mit Mikroben infizierten armen Leuten.« (Ebd.: 11)

Kanalisation, keine Ausrottung von Krankheiten. Die Stadt schlechthin – gerade auch in ihrer technisch-infrastrukturellen Dimension – ist Stein gewordenes Zeugnis der von den Modernen bewerkstelligten »Maßstabsvergrößerung« (Latour 2008a: 57), die ohne die Beteiligung der Hybride an der Fabrik der urbanen Gesellschaft nicht möglich (gewesen) wäre.<sup>54</sup> Vor dem Hintergrund dieser Argumentation erschließt sich nun die Eingangs angeführte Behauptung Latours, dass gerade im Falle der Stadt und des Urbanismus demonstriert werden könne, wie wenig modern wird sind: Die Modernen beharren auf der Trennung zwischen Natur- und Sozialwelt – »while in reality there are gigantic cities that are built« (Latour 2008b: 123). In der Theorie trennen die Modernen Technik und Gesellschaft voneinander, während sie in der Praxis am Mischen sind und ihre Kollektive durch die von Wissenschaftlern und Technikern produzierten Objekte aufbauen. Riesige Metropolen, die eine Millionenbevölkerung beherbergen, stellen dabei an und für sich eine Maßstabsvergrößerung dar, die ohne die Arbeit der Hybridisierung nicht möglich gewesen wäre. Bei Städten hat man es mit »nichtmodernen Welten« (Latour 2008a: 66) zu tun, in denen Hybride, Monstren und Cyborgs ihren angestammten Platz haben, in denen man weder reinen Techniken, noch reinen Sozialwelten begegnet. Städte sind – um eine Formulierung Latours zu entlehnen – »das Reich der Mitte, genauso groß wie China, genauso unbekannt.« (Ebd.) Mit anderen Worten: Dem Stadtanthropologen, der meint, mit der Erforschung der *urban communities* die weißen Flecken auf der Stadtkarte getilgt zu haben, stehen mit der Entdeckung urbaner Assemblagen noch viele weitere Abenteuerreisen bevor.

Latours Argumentation mündet in einer Zeitdiagnose: Wir befinden uns in einer »aktuelle[n] Krise« (Latour 2008a: 21), die mit der rasanten Verbreitung der Hybride und Mischwesen (vgl. ebd.: 7, 22) zu tun hat und die es nötig mache, dass die »Vermehrung der Monstren verlangsamt, umgelenkt und reguliert werden muß, indem ihre Existenz offiziell anerkannt wird.« (Ebd.: 21) In diesem Fall würden »wir [...] auf[hören], gänzlich modern zu sein« (ebd.: 20). Verlangsamt wird die Produktion der Hybride dabei durch eine »auf die Dinge ausgeweitete Demokratie« (ebd.: 21), die über die Einführung von wissenschaftlich-technischen Innovationen in das Kollektiv verhandelt. Um sowohl die Diagnose – »Die Hybriden breiten sich aus« (ebd.: 7ff.) – als auch den Lösungsvorschlag – »Das Parlament der Dinge« (ebd.: 189ff.) – zu verstehen, ist jedoch der Nachvollzug zweier zwischengeschalteter Argumentationsschritte notwendig, die verständlich machen, warum sich, erstens, die Modernen die massive Arbeit der Hybridisierung erlaubt haben, während, zweitens, die von den »tropischen« Anthropologen untersuchten »Vor-modernen« (ebd.: 21) die Vermehrung der Hybride verboten haben.

Zum ersten Argumentationsschritt: Latour zufolge erklärt sich die moderne Mobilisierung der Hybride im großen Maßstab aus dem Umstand, dass die Moderne auf

54 Auch die Berliner Stadtgesellschaft besteht aus Wissenschaft und Technik: Berlins »fortschrittliches Entwässerungssystem« (Täubrich 1987: 188) wurde von dem Ingenieur James Hobrecht »mit den Erkenntnissen von Wissenschaftlern wie Rudolf Virchow, Louis Pasteur und Justus Freiherr von Liebig« erbaut und war »ein wirkungsvolles, wissenschaftlich-technologisches Instrumentarium zur Bekämpfung der Gefahren, die aus Mißständen drohten.« (Ebd.) Indem sich die Kanalisation durch den Stadtkörper zieht, wird Berlin gewissermaßen »pasteurisiert«: Es ist nicht mehr dasselbe Berlin vor und nach der Kanalisation. Es ist nicht nur hybrider geworden, sondern besteht auch aus weniger mit Mikroben infizierten armen Leuten.

beiden Ensembles an Praktiken, also auf Vermischung und Reinigung, aufruhrt: »Die moderne Verfassung erlaubt gerade die immer zahlreichere Vermehrung der Hybriden« (Latour 2008a: 49, Herv. i. O.), »autorisiert [...] die beschleunigte Sozialisierung nicht-menschlicher Wesen« (ebd. 59), weil man sich für modern hält und eine strikte Trennung zwischen Naturwelt und Sozialwelt vornimmt. Denn durch diese Trennung wird es den Hybriden »nie erlaubt, als Elemente der ›wirklichen Gesellschaft‹ in Erscheinung zu treten. Die Modernen haben die Mischwesen undenkbar gemacht.« (Ebd.) Reinigung wird zur Voraussetzung für Vermischung: Gerade weil die Dinge als getrennt von der Gesellschaft gedacht werden, können die Modernen in der Praxis die Hybride in großem Umfang in den Gesellschaftskörper einfügen. Die Plausibilisierung dieses »große[n] Paradox[es] der Modernen« (ebd.: 21) führt über den Umweg des Ausblendens von gefährlichen, nicht-intendierten Nebenfolgen: Die Modernen konnten in der Praxis »alle möglichen Monstren kombinieren«, weil ihnen offiziell keine »Auswirkung auf die Fabrik der Gesellschaft zugestanden wurde [...]. Wie bizarr diese Monstren auch sein mochten – sie stellten kein Problem dar, denn sozial gesehen existierten sie nicht, und ihre monströsen Folgewirkungen waren niemandem zuzuschreiben.« (Ebd.: 59) Die Arbeit der Hybridisierung in den Laboratorien »wirft [...] keinerlei Probleme auf, [...] weil nichts monströses geschehen ist, weil man nichts weiter tut, als die Gesetze der Natur zu entdecken. ›Weitergehen! Hier gibt es nicht zu sehen!‹« (Ebd.: 60) Mit anderen Worten: Die Moderne – ungeachtet der Tatsache, dass sie »wie alle anderen Kollektive von der Vermischung lebt« (ebd.: 49) – versagt sich das Denken in der Kategorie der »Netze« und der »soziotechnischen Verwicklungen« (ebd.: 15). Die durch diese Verwicklungen potentiell und tatsächlich aufgeworfenen Problemlagen fallen damit »aus dem konstitutionellen Rahmen« (ebd.: 56) der Moderne, und es ist dieses Ausblenden monströser Folgewirkungen, das »den Modernen den Mut [gab], Dinge und Menschen in einer Größenordnung zu mobilisieren, die sie sich sonst untersagt hätten.« (Ebd.: 57)

Ein solches Verbot der ungehinderten Produktion der Hybride haben sich dagegen die Vormodernen auferlegt – weil sie nie modern gewesen sind: Sie begreifen sich als Kollektiv und damit als »nahtlos ineinander übergehende[s] Gewebe ›Natur/Kultur‹« (Latour 2008a: 14). Verstrickung wird hier immer schon mitgedacht. Der zweite Argumentationsschritt lautet also, dass die »Vormodernen [...] fortwährend mit dem sorgfältigen Durchdenken der Verbindungen zwischen Natur und Kultur beschäftigt [sind]«, den Mischwesen also einen Platz in ihrem Denken einräumen und in Folge »ihre Expansion in der Praxis ein[schränken]« (ebd.: 58), denn: »Wer am meisten über Hybriden nachdenkt, verbietet sie soweit wie möglich; wer sie dagegen ignoriert, indem er alle gefährlichen Konsequenzen ausblendet, entwickelt sie, soweit er kann.« (Ebd.) Bei den Vormodernen führt die Einsicht in den engen Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Ordnung und Naturordnung zugleich »zu allergrößter Vorsicht« (ebd.: 59), gerade weil Eingriffe in die Naturordnung nicht ohne Konsequenz für die Gesellschaftsordnung bleiben. In der Kategorie der Kollektive bzw. der sozio-technischen Verwicklungen zu denken heißt also: »Jedes Monstrum wird sichtbar und denkbar und bedeutet explizit schwerwiegende Probleme für die gesellschaftliche Ordnung.« (Ebd.)

Latour zufolge hören die Modernen nun auf, gänzlich modern zu sein, indem sie dazu übergehen, »die engen Verbindungen zwischen Gesellschafts- und Naturordnung

gründlich zu durchdenken, so daß nicht leichtsinnig irgendeine gefährliche Hybride eingeführt wird.« (Latour 2008a: 58) Damit wird auch »Frankenstein, or the Modern Prometheus« (Latour 1996a: 83), vorsichtig. Diese neue Achtsamkeit erfasst auch die Stadtplaner, die aufhören, modern zu sein. Hier scheint ebenso die Feststellung zuzutreffen, dass die Moderne in ihrer »doppelten Arbeit der Trennung und der Vermehrung [...] heute schwächer wird« (Latour 2008a: 21) und nicht mehr ohne weiteres »die Folgen ihrer Innovationen für die Gesellschaftsordnung außer acht lassen« (ebd.: 58) kann. Rittel und Webber zumindest sprechen im Zusammenhang mit den planenden Berufen von einer »neue[n] Beschäftigung mit [...] Konsequenzen« (Rittel/Webber 1992: 14), einer »wachsenden Sensibilität für die Wellen von Rückwirkungen« (ebd.: 15), welche die technischen Eingriffe der Ingenieure oder die Maßnahmen der Verwaltung nach sich ziehen können. Der Planer von heute, der sich der Bösartigkeit der von ihm behandelten Probleme bewusst ist, denkt gleichsam in Netzen und sozio-technischen Verwicklungen: »Wir sind jetzt sensibilisiert für die zurückflutenden Wellen, die durch eine auf irgendeinem Knoten im Netzwerk gerichtete Problemlösungsaktion ausgelöst werden, und wir sind nicht mehr überrascht, daß sie größere und gravierendere Probleme an anderen Knoten induzieren.« (Ebd.: 19) Es ist, als ob die Planer von heute die Vorsicht der »vormodernen« Nichtmodernen an den Tag legen, wenn sie sich für die Konsequenzen ihres Handelns »verantwortlich« (ebd.: 31) fühlen, und dies nicht zuletzt auch deshalb, weil im Falle baulicher Eingriffe – etwa der Bau einer Autobahn (vgl. ebd.: 26) – die unerwünschten Effekte »lange Halbwertszeiten« (ebd.) haben können. Die neuen Bedenken der Planer rühren von dem Bewusstsein her, dass »[d]as Leben vieler Menschen [...] unumkehrbar beeinflusst worden sein [wird]« (ebd.) – ein Vorbehalt, durch den die Mobilisierung der Hybride »verlangsamt, eingeschränkt oder sogar verboten« (Latour 2008a: 19) werden könnte oder müsste.<sup>55</sup>

Als Symptom einer Nichtmodernisierung der Gesellschaft kann man auch den »seit einiger Zeit immer lauterem öffentlichen Protest« anführen, mit dem die widerspenstigen Stadtbewohner »[v]or Gericht, auf der Straße und in politischen Kampagnen« die von den »Fachleuten« (Rittel/Webber 1992: 14) erstellten Programme in Frage stellen. Wissenschaft, Technik und auch Planung sind keine neutralen und damit von der Politik abtrennbaren Sphären mehr. Die Fachleute können sich nicht mehr auf ein »Weitergehen! Hier gibt es nicht zu sehen!« (Latour 2008a: 60) berufen. Im Gegenteil: Man schaut den Fachleuten auf die Finger und verhandelt die von ihnen fabrizierten Monster

55 Als Beispiel mag die Diskussion um die Einführung der sogenannten 5G-Netztechnologie dienen, die umstritten ist, weil das Gesundheitsrisiko der hohen Frequenzen noch nicht geklärt ist. Entsprechend wird der Ausbaustopp gefordert und somit versucht, die Verbreitung dieses potentiell gefährlichen Hybriden zu verlangsamen. Protest erregen entsprechend auch die mehr als 70 5G-Sendemasten, die in Berlin in einem Versuchskorridor zwischen den Bezirken Schöneberg und Mitte aufgestellt wurden, ohne dass diese Einführung vorher öffentlich verhandelt wurde. Die Sendemasten lassen sich zwar (relativ) leicht wieder demontieren. Als Teil eines *Large Technical Systems* jedoch werden sie mit so vielen anderen technischen Komponenten verschachtelt sein, dass sie sich nur schwer wieder entfernen lassen, ohne das ganze System zum Erliegen zu bringen. Große Technische Systeme haben eine »immense Lebensdauer« und sind »nicht so ohne weiteres beendbar« (Häußling 2014: 244). Prometheus muss also Vorsicht walten lassen angesichts dieser langen Halbwertszeit der von ihm in die Stadt eingeführten Technologie.



in einem Parlament der Dinge.<sup>56</sup> Der Protest gegen städtebauliche und Planungsmaßnahmen – insbesondere dann, wenn sie sich in den Mantel wissenschaftlicher Rationalität kleiden – wird zu einer Art Indikator dafür, wie modern wir noch sind bzw. wie sehr wir aufgehört haben, modern zu sein. Denn der Protest antizipiert gleichsam die Folgewirkungen, denkt die Verstrickungen mit und ist in dieser Hinsicht nichtmodern. Er zeigt aber auch, dass man es bei Stadtplanung, Städtebau und Urbanismus mit jenen »vielfältigen Arrangements« (ebd.: 24) zu tun hat, die der Anthropologe zu beschreiben hat, weil hier die Bereiche Natur und Gesellschaft unauflöslich zusammengeführt und miteinander vermischt werden (vgl. ebd.). Latours Projekt einer Anthropologie der Modernen, die maßgeblich auch eine Anthropologie der Wissenschaftler und Techniker ist, mündet somit unweigerlich in eine *urban anthropology*. Stadtforschung wäre dann der »Versuch einer symmetrischen Anthropologie« (ebd., im Untertitel), die – nach Hause zurückgekehrt – die Netze nicht zerstückelt und die sozio-technischen Verwicklungen nicht in Natur und Kultur aufteilt (vgl. ebd.: 15), während sie in den Tropen noch »in einem einzigen Bericht« die »Natur/Kultur«-Gewebe (ebd.: 14) aufgezeichnet hat.<sup>57</sup> Analytisch wird die Stadt in einen »symmetrischen Raum« (ebd.: 22) verwandelt, in dem Natur und Kultur, Wissenschaft und Politik, Technik und Gesellschaft als Netze analysierbar werden: »Die Netze hätten ein Zuhause« (ebd.: 18) – ein zu Hause in der Stadt wie in einer (Latour'schen) Anthropologie der Stadt.

## 2.4.2 Über den Versuch, das Monster Stadt zu zähmen – oder: Warum Städte sich nicht reinigen lassen

Die Stadt als Monster lässt sich nicht aufräumen, lässt sich nicht in ihre jeweiligen Komponenten zergliedern, die man dann in Rubriken einsortieren oder in homogenen Bereichen unterbringen könnte. Und dennoch halten Städtebau und Stadtplanung anschauliche Beispiele für genau diesen modernen Versuch der Reinigung bereit. So kann der moderne Funktionalismus in Planung und Städtebau als eine Reinigungspraktik im erweiterten Sinne beschrieben werden: Er nimmt Anstoß an der Mischung, die er in den alten, teilweise noch aus dem Mittelalter stammenden Stadtkernen vorfindet, in denen die Menschen dicht gedrängt (und in schlechten sozialen Verhältnissen) zusammenleben, in denen das Straßengefüge unübersichtlich ist, in denen nicht nur gewohnt, sondern auch gearbeitet wird. Als Paradigma tritt der Funktionalismus an, um das Stadtgefüge zu entwirren und Nutzungen zu entflechten. Sein Feindbild ist die »mingled city« (Jacobs 1992: 173), der er mit »segregation and decontamination« (ebd.: 169) auf

56 Dieser Argumentationsfaden wird in Kapitel 5 wieder aufgegriffen, in dem auch Latours »Parlament der Dinge« (Latour 2010b) ausführlicher vorgestellt wird.

57 Als Beispiel führt Latour einen Bericht aus den Tropen an, »in dem Himmel, Ahnen, Hausbau, Jamswurzel-, Maniok- oder Reiskulturen, Initiationsriten, Regierungsformen und Kosmologien miteinander verwoben sind.« (Latour 2008a: 14). Ein nach Hause zurückgekehrter Anthropologe müsste ganz ähnlich »in einer fortlaufenden Kette die Chemie der Stratosphäre, die wissenschaftlichen und industriellen Strategien, die Nöte der Staatschefs, die Ängste der Ökologiebewegung verbinden« (Ebd.: 20), wenn er – beispielsweise – über den Klimawandel als einen der zentralen Belange der von ihm untersuchten Modernen berichten will.

planerischer Ebene begegnet: Der Stadtraum wird in homogene Bereiche (Wohnen, Arbeiten, Industrie, Verwaltung, Kultur) aufgeteilt und die »sorted-out and isolated uses« (ebd.: 174) planungsrechtlich festgeschrieben. Als ein Vertreter der städtebaulichen Moderne wird oft Le Corbusier angeführt, dessen Vision einer »funktionelle[n] Stadt« (Hilpert 1978) im Kern darauf beruht, die als Chaos empfundene Dichte und Unübersichtlichkeit der Stadtkerne zu beseitigen und durch Wohnhochhäuser zu ersetzen, die von weitläufigen Grünflächen umgeben sind (vgl. Le Corbusier 1929: 133ff.). Le Corbusier war »eine Art Dr. Frankenstein«, der die »Desolidarisierung« der Elemente der Stadt und ihre[] Neuzusammensetzung nach Maßgabe ihrer funktionalen Bedeutung propagierte.« (Conforius 2017: 311) Jane Jacobs dagegen war eine vehemente Kritikerin dieses modernen, funktionellen Städtebaus: Die Zerstörung von »mixtures« (Jacobs 1992: 177) durch Funktionstrennung führt Jacobs zufolge zum Tod der Städte. Stadtviertel, die aufgrund ihrer monofunktionalen Ausrichtung nicht genügend Aktivität auf den Straßen generieren können, machen den Eindruck von »deadness« (ebd.: 259). Das Monster hat also den Versuch, es durch Neuordnung seiner Teile zu zähmen, nicht überlebt.<sup>58</sup> Im Namen eines Wiederbelebungsversuches ist man mittlerweile dazu übergegangen, die »urbane Mischung« als Leitlinie der Planung wieder hochzuhalten (vgl. Hertweck 2010: 15). Der moderne, reinigende Funktionalismus wird als das erkannt, was er war: eine im Grunde »anti-städtebauliche und auch anti-urbane Haltung« (ebd.: 169), die mit ihren »city-destroying ideas« (Jacobs 1992: 18) und ihrem »anti-city planning« (ebd.: 21) auf fundamentale Weise dem Wesen der Stadt (Mischung, Vielfalt, Heterogenität, Dichte) widerspricht. Indem sie die Vermischung als Wesenskern des Städtischen nun anerkennen, sind die Planer (auch im Latour'schen Sinne des Wortes) nicht mehr ganz so modern.

Die Modernität der Planer macht sich aber auch in anderer Hinsicht an den Versuchen, die Stadt zu zähmen, bemerkbar. Die Modernen versuchen irrigerweise den Gemengelagen dadurch Herr zu werden, dass man sie »in ebenso viele Teile zerstückelt, wie es reine Fachgebiete gibt.« (Latour 2008a: 9) Dieselbe Argumentation veranschlagt Jacobs für den Bereich der Stadtplanung: Es mache keinen Sinn, die Stadt und die durch sie aufgeworfenen Planungsprobleme über spezialisierte Berufe und Zuständigkeiten in den Griff kriegen zu wollen (vgl. Jacobs 1992: 440). Einer Problemlage wie etwa der Verslummung eines Stadtteils werde man nicht (allein) dadurch gerecht, dass man beispielsweise bessere Wohnhäuser zur Verfügung stellt und zu diesem Zweck

58 Auch Berlin wurde in Teilen funktionalistisch umgestaltet: Wohntrabanten bzw. Wohnhochhäuser im Grünen findet man beispielsweise in der Gropius-Stadt (Moholy-Nagy 1970: 298f.) oder im Hansaviertel (ebd.: 286ff.), wobei letzteres als Beispiel für die »gemordete Stadt« (Niggemeyer/Siedler 1978, im Titel), die »Zerstörung der Städte« (Siedler 1978a: 11) und den »Untergang des eigentlich Städtischen« (ebd.: 9) erhalten muss. Als reines, »anonyme[s], gesichtslose[s] Wohngebiet« markiert es einen Gegenpol zur alten Stadt, »in der man wohnte, spazierenging, arbeitete und auf deren Plätzen man die Geschicke des Gemeinwesens beriet« (ebd.). Auch die Gropius-Stadt wird als Negativ-Beispiel einer »Nicht-Stadt« angeführt, in der »alle Bezüge auf die Tradition der europäischen Stadt« verschwunden sind (Stella 1994: 141). Die europäische Stadt steht dabei für die urbane Mischung, die Wohnhochhausiedlung für die funktionell gegliederte Stadt, die keine Stadt mehr ist.

Experten rekrutiert, die sich auf einen nur scheinbar isolier- und abstrahierbaren Teilbereich namens »housing« (ebd.) berufen. Dem hält Jacobs entgegen: »[H]ousers«, narrowly specializing in ›housing‹ expertise, are a vocational absurdity. Such a profession makes sense only if it is assumed that ›housing‹ per se has important generalized effects and qualities. It does not.« (Jacobs 1992: 440) Die in reinen Fachgebieten angesammelten generalisierbaren Erkenntnisse führen beim Umgang mit böartigen Dingen nicht weiter, denn diese sind »wesentlich einzigartig« (Rittel/Webber 1992: 27): Böartige Problemlagen sind jeweils spezifische Gemengelagen, auf die sich generalisierte Lösungsschemata nicht anwenden lassen (vgl. ebd.: 27f.). Die theoretische Ähnlichkeit mit Latour ist hier verblüffend: Auch über die von der ANT produzierten Erklärungen heißt es, dass sie jeweils nur »for a single, unique case« (Latour 1996a: 131) Geltung beanspruchen können. Man muss »den einzigartigen adäquaten Bericht einer gegebenen Situation finden« (Latour 2010a: 249)<sup>59</sup>, da jedes Projekt einen spezifischen, einzigartigen Verlauf nimmt, jedes Objekt in ein konkretes Akteur-Netzwerk eingebunden ist, dessen Gestalt nicht universalisierbar ist.<sup>60</sup> Auch Jacobs begreift die Dinge in diesem Sinne als netzwerkartig: »Objects in cities – whether they are buildings, streets, parks, districts, landmarks, or anything else – can have radically differing effects, depending upon circumstance and contexts in which they exist.« (Jacobs 1992: 440) Die Objekte der Stadt sind auf fundamentale Weise relational: Ihre Eigenschaften ergeben sich aus den einzigartigen, spezifischen Verbindungen und Zusammenhängen, in die sie verwickelt sind.

Auch Burckhardt hebt in seinen design- und planungstheoretischen Überlegungen die »Verflechtung des städtischen Geschehens« hervor, die eine »Ordnung der ›Lösungen‹ nach ›Themen‹« (Burckhardt 2004c: 28) unmöglich mache. Ingenieure und Planer versuchten den »gordischen Knoten« (Burckhardt 2004b: 128) dadurch zu zerhauen, dass sie Probleme in isolierbare und lösbare Aufgaben verwandeln (vgl. ebd.: 124f.). Der Bezug zum Konzept der böartigen Probleme tritt hier deutlich hervor: »Das falsche Zerschneiden der Probleme« (ebd.: 127) entspricht einer »falschen Zähmung der Probleme« (ebd.: 125).<sup>61</sup> Die oben erwähnte Slum-Problematik, der man durch Wohnungsbau Abhilfe zu schaffen sucht, kann als Beispiel hierfür dienen. Gemäß der von Burck-

59 Mit der Formulierung »einzigartig adäquat« bezieht sich Latour (vermutlich) auf Garfinkels Begriff der *unique adequacy*, ohne dies jedoch explizit zu tun.

60 Mit der ANT bekommt man allenfalls »trasheable explanation[s]« (Latour 1996a: 132) geliefert, die nur für einen einzigen, spezifischen Fall zutreffen. Wer sich von der ANT die Entdeckung »soziale[r] Gesetze« (Latour 2010a: 115) erhofft, wird enttäuscht werden: Als ANTler beschreibt man Gemengelagen und produziert keine generalisierbaren Forschungsergebnisse. Wenn also der Umstand, dass die Assemblageforschung noch nicht als Forschungsansatz in der Stadtforschung etabliert ist, unter anderem darauf zurückgeführt wird, dass sie »noch« keine »einfach übertragbare[n] Ergebnisse« (Färber 2014: 101) geliefert habe, so muss man streng genommen anmerken, dass dies »in der Natur der Sache« begründet liegt: Jedes Ding hat seine eigene, unvorhersehbare Laufbahn. Jeder beschriebene Sachverhalt ist somit unvergleichbar und nicht typisierbar. Ohne Typen jedoch lassen sich auch keine statistischen Häufigkeiten und damit auch keine Gesetzmäßigkeiten ermitteln.

61 Aus »Netze zerstückeln« wird bei Burckhardt »Systeme zerschneiden« (vgl. Burckhardt 2004b: 125). Dabei benutzt Latour den Begriff des Netzes ausdrücklich als Alternative zum »Begriff des Systems« (2008a: 10).

hardt verworfenen »Formel: ein Problem wird ein Bau« (ebd.: 124) werden die schlechten Wohnverhältnisse in den städtischen Armutsquartieren als Quelle der Schwierigkeiten ausgemacht und als Lösung der Bau neuer Wohnanlagen vorgeschlagen. Eine vertrackte Problemlage (städtische Armut) wird hier auf eine einfache Lösungsformel (neue Wohnhäuser = sozialer Wandel) reduziert und damit simplifiziert:

»It is fashionable to suppose that certain touchstones of the good life will create good neighborhoods – schools, parks, clean housing and the like. How easy life would be if this were so! How charming to control a complicated and ornery society by bestowing upon it rather simple physical goods. In real life, cause and effect are not so simple.« (Jacobs 1992: 113)

Das wirkliche Leben lieferte dann auch die Bestätigung dafür, dass man dem Monster nicht durch Anwendung eines einfachen Ursache-Wirkung-Schemas auf den Leib rücken kann. Die in der Nachkriegszeit erbauten Wohnsiedlungen (und auch ihre Bewohner) verhielten sich mehr als störrisch und mussten aufgrund steigender Kriminalität und Jahrzehnten des kontinuierlichen sozialen und baulichen Verfalls wieder abgerissen bzw. weggesprengt werden.<sup>62</sup> Auch der planerische Umgang mit der in Abschnitt 2.1.1 erwähnte »Straßenkreuzung« (Burckhardt 2004b: 126) ist ein Beispiel für das »falsche Zerschneiden der Probleme«, weil sie als Designobjekt »[t]echnisch und administrativ« (ebd.) gar nicht existiert: »Die Häuser unterstehen dem Bauamt, die Straße dem Tiefbau, die Ampelanlage dem Verkehrsamt. Den Fahrplan des Busses bestimmen die Verkehrsbetriebe, Kiosk und Zeitungen gehören der Privatwirtschaft. Die Straßenkreuzung ist erfolgreich in fünf einfache Aufgabenbereiche zerlegt« (ebd.: 125).

Latours Kritik am Schubladen-Denken der Modernen (vgl. Latour 2008a: 9) findet eine design- oder auch planungstheoretische Entsprechung in der Überlegung, dass die administrativen Strukturen der Stadtverwaltung im Grunde gar nicht in der Lage sind, mit städtischen Problemlagen adäquat umzugehen: »Their ramifications are too complex [...] to be understood, let alone helped or handled when they are attacked, one-sidedly and remotely, by the sprawling municipal government's separate administrative empires« (Jacobs 1992: 406f.). Gemengelage organisatorisch so zu behandeln, als bestünden sie aus voneinander isolierbaren Fragmenten, für die dann die spezialisierten Fachbereiche jeweils zuständig sind, ist ein höchst moderner Zugang, insofern als ihm »[a] conception of the city as a collection of separate file drawers« (ebd.: 436) zugrunde liegt. Die administrative Behandlung der Dinge wird zu einer Reinigungspraktik, die urbane Assemblagen zerstückelt und die Stücke in »säuberlich getrennte Schubladen« (Latour 2008a: 9) legt. Die jeweiligen Abteilungen bekommen es dann mit einem beziehungslosen Solitär zu tun und können damit gar nicht anders, als modern zu sein: Das Denken in Netzen findet hier keinen Platz.

Die Stadtverwaltung wird damit zu einem schönen Beispiel für die Diskrepanz zwischen Theorie (Reinigung) und Praxis (Vermischung). Offiziell präsentieren sich bürokratische Apparate als in klar voneinander abgrenzbare Handlungs- und Verantwortungsbereiche eingeteilt. Was auf dem Papier ein übersichtliches Organigramm ist, ist

62 Die Siedlung Pruitt-Igoe in St. Louis dient hier als paradigmatischer Fall (vgl. Cairns/Jacobs 2014: 179ff., 204ff.) und wird in Kapitel 5 noch mal Thema sein.

in der Realität jedoch ein Irrgarten: »Mazes of coordination [...] tenuously connect these sprawling and randomly fractionated empires with one another. The mazes are too labyrinthine [...] to be kept mapped [...]. Citizens and officials both can wander indefinitely in these labyrinths« (Jacobs 1992: 413). Irrgarten und Labyrinth sind auch die von Latour gewählten Metaphern für die sozio-technische Verwicklung (vgl. Latour 1996b: 83; 2014: 315, 318f.). Der Irrgarten-Charakter bürokratischer Apparate lässt sich also als Hinweis darauf lesen, dass sich das Innenleben der Behörden ganz im Reich der Mitte abspielt, auch wenn man sich nach außen weiterhin als modern präsentiert. Als Frage bleibt, wie eine Verwaltungspraxis beschaffen sein könnte, die aufgehört hat, modern zu sein, die also anerkannt hat, dass sie es mit monströsen Verwicklungen zu tun hat, die sich in keinen der vorhandenen Aktschränke einsortieren lassen. Wie der folgende Abschnitt deutlich macht, führt die Einsicht, dass man es nicht mit modernen, beherrschbaren Objekten zu tun hat, aber nicht zum Verzicht auf Gestaltungsansprüche. Im Gegenteil: Jetzt, wo wir aufgehört haben, modern zu sein, wird alles redesignt.

### 2.4.3 Der Urban Designer als vorsichtiger Prometheus

Latours Ausführungen zum Design-Begriff in »Ein vorsichtiger Prometheus« (vgl. Latour 2009a) sind eingebettet in seine gesellschaftstheoretischen Überlegungen zu einer modernen Gesellschaft, die aufgehört hat, modern zu sein. Ausdrücklich heißt es, der Design-Begriff könne »einen entscheidenden Prüfstein darstellen, um herauszufinden, [...] wie gut oder schlecht es dem Modernismus [...] ergangen ist« (ebd.: 356f.). Er wird zu einem »kleinen ›Tracer‹, dessen Ausbreitung beweisen könnte, wie sehr wir aufgehört haben zu glauben, dass wir modern gewesen sind. Mit anderen Worten: Je mehr wir uns als Designer verstehen, desto weniger verstehen wir uns als Modernisierer.« (Ebd.: 358) Latours theoretisches Interesse für Design hängt also eng mit seiner Zeitdiagnose einer nichtmodernen Gesellschaft zusammen, die Design als ihr kongeniales Prinzip entdeckt hat. In der Nichtmoderne schlägt die Stunde des Designers.

Eine erste Antwort auf die Frage, was Design mit der Nichtmoderne zu tun hat, gibt der Titel von Latours Design-Aufsatz: Prometheus ist *vorsichtig* geworden angesichts der von ihm mobilisierten Hybride und nimmt Abschied vom modernistischen, »heroischen, anmaßenden prometheischen Traum von Handlung« (Latour 2009a: 359), der lautete: »Gehe vorwärts, breche radikal mit der Vergangenheit und überlasse die Konsequenzen sich selbst!« Das war der alte Weg – bauen, konstruieren, zerstören, radikal überholen: »Nach mir die Sintflut!« Der vorsichtige Prometheus dagegen nimmt nicht nur Rücksicht auf die Konsequenzen seines Handelns, sondern streift auch die »Hybris« (ebd.: 362) der Modernen ab. Im Design-Begriff steckt eine neue »Bescheidenheit«, »eine Demut, die dem Wort ›Konstruktion‹ oder ›Bauen‹ abzugehen scheint.« (Ebd.: 358) Er nimmt Abschied von dem ungetrübten Fortschrittsglauben der Modernen, der ein »Glaube an die ›Machbarkeit‹ oder uneingeschränkte Formbarkeit der zukünftigen Geschichte durch die Möglichkeiten des planenden Intellekts« (vgl. Rittel/Webber 1992: 17) war. Design wird von Latour als Kennzeichen einer »post-prometheische[n] Handlungstheorie« (ebd.: 358) genommen, mit der modifiziert wird, »was es bedeutet, etwas zu ›machen‹« (ebd.: 359): Designer sind keine genialen Erfinder oder Baumeister. Design – im Unterschied zu Bauen oder Konstruieren – impliziert, »dass Dinge nicht

länger ›gemacht‹ oder ›fabriziert‹ werden, sondern sorgfältig und [...] vorsorglich ›designt‹ werden. Es ist, als hätten wir die Ingenieurstradition mit dem Vorsorgeprinzip zu kombinieren« (ebd.). Der zum vorsichtigen Prometheus gewandelte Ingenieur ist sich also der Bösartigkeit der von ihm bearbeiteten Problemlagen sowie auch der Tatsache bewusst, dass seine Interventionen potentiell schädliche Langzeitfolgen nach sich ziehen können. Für die nichtmoderne oder auch post-prometheische Einstellung des Designers gilt entsprechend: »Was verschwunden ist, ist Beherrschung – diese kuriose Idee einer Beherrschung, die sich weigerte, das Mysterium der nicht intendierten Folgen einzuschließen.« (Ebd.: 363) Über Artefakte in Begriffen von Design nachzudenken heiße, »sie immer weniger als modernistische Objekte, sondern zusehends als ›Dinge‹« (ebd.: 360) zu begreifen<sup>63</sup>, und das heißt: Aus beherrschbaren Objekten werden sozio-technische Verwicklungen, »umstrittene Assemblagen« (ebd.: 363), derer sich der post-prometheische Designer annimmt, ohne ihren hybriden Charakter zu verkennen. Mit Latour von designten Dingen anstatt von Objekten zu sprechen, beinhaltet also, nicht mehr gänzlich modern zu sein. Design indiziert nach Latour eine »Veränderung in der Art und Weise, wie wir generell mit Objekten [...] umgehen« (ebd.: 357): Das Verhältnis von Designer zu seinem Designobjekt entspricht nicht dem Verhältnis eines mächtigen Schöpfers zu seiner Schöpfung. Mit dem Übergang zum Design-Zeitalter wird das moderne Narrativ von »Emanzipation, Loslösung, Modernisierung, Entwicklung und Beherrschung« (ebd.) durch das nichtmoderne Narrativ von »Bindung, Zuwendung, Verwicklung, Abhängigkeit und Fürsorge« (ebd.) ersetzt. Prometheus ist nicht nur ein vorsichtiger, sondern auch ein fürsorglicher ›Macher‹, der sich den monströsen Kreaturen bzw. Problemlagen zuwendet, anstatt sie zu ignorieren. Denn genau hier sieht Latour das Versagen von Dr. Frankenstein (vgl. Latour/von Thadden 2000.): »Sein Fehler ist nicht, dass er eine künstliche Kreatur schafft, sondern dass er sie entsetzt im Stich lässt.« (Ebd.) Die Unbeherrschbarkeit der Hybride und die Kontroversen, die sie entfachen, sind Herausforderung, denen sich der Designer stellen muss.

Diese post-prometheische Haltung bildet sich nach Latour nun »genau in dem Moment heraus [...], von dem an jedes einzelne Ding, jedes Detail unserer alltäglichen Existenz, [...] redesignt wird« (Latour 2009a: 358f.) – darunter auch Städte (vgl. ebd.: 362). Diese Beobachtung sowie die von Latour aufgemachte Gegenüberstellung von Bauen und Design werden im Folgenden aufgegriffen, um einige theoretische Überlegungen zu einem Wechsel vom modernen Städtebau und von moderner Stadtplanung hin zu einem nichtmodernen Urban Design anzustellen. Das Wort Bauen, das Latour dem Modernismus zuordnet (vgl. ebd.: 358f.), wird hier also um den Begriff Planen erweitert, um Latours Argumentation auf die Bereiche Städtebau und Stadtplanung übertragen zu können. Urban Design wäre damit eine Formel für einen modernen Städtebau und eine moderne Stadtplanung, die aufgehört haben, modern zu sein. Städte werden heute nicht mehr gebaut oder geplant, sondern »bescheiden redesignt« (ebd.: 361).

Der Kontrast, der sich mit Latour aufstellen lässt, ist der zwischen einem modernen Städtebauer, der Stadt und Gesellschaft durch rationale Planung von Grund auf neu gestalten will, und einem nichtmodernen Designer, der sich mit »Bastelei und Flickerei«

63 Die mit der Unterscheidung zwischen (modernistischem) Objekt und (nichtmodernem) Ding zusammenhängende Argumentation wird in Kapitel 5 wieder aufgenommen.



(Latour 2009a: 368) daran macht, einzelne Teile der Stadt auszubessern. Die Haltung des modernen Prometheus zeugte von einer »revolutionären und modernisierenden Dynamik« (ebd.: 359), während »Design einer der Begriffe ist, die das Wort ›Revolution‹ ersetzt haben« (ebd.: 358). Design ist ein »Gegengift gegen [...] den Bruch mit der Vergangenheit, [...] ein Gegenmittel gegen radikale Abschiede und absolute Neuanfänge.« (Ebd.: 362) Nun lassen sich gerade für die auf Revolutionierung und Modernisierung der Verhältnisse zielende Haltung Beispiele in der modernen Städtebau-, Architektur- und Planungsgeschichte finden, in denen es um »den Bruch mit der Vergangenheit« und »absolute Neuanfänge« ging.<sup>64</sup> Die Stadtplaner und Architekten der Moderne, die durch massive Eingriffe der Stadt in großem Maßstab ihren Stempel aufdrückten oder aufdrücken wollten, folgten noch ganz dem Register »bauen, konstruieren, zerstören, radikal überholen« (ebd.: 359). Das Bauhaus war in diesem Sinne »Kind des 20. Jahrhunderts« (Hörning 2012: 30), das mit seinen (Stadt-)Visionen »Revolutionäres [wollte]« (ebd.). Die Hybris des Prometheus macht sich in der Zielsetzung bemerkbar, mit einer neuen Stadt auch die Gesellschaft neu aufzubauen und durch Abriss und Planierung – wie sie etwa buchstäblich im Zuge der Haussmannisierung von Paris oder der *urban reconstruction* von New York durch Robert Moses praktiziert wurde – den Bruch mit der Vergangenheit und den als unzulänglich erachteten gesellschaftlichen Verhältnissen herbeizuführen. Mit der modernen Einstellung schwindet auch der Wunsch nach radikaler Neugestaltung, nach Modernisierung und Revolutionierung der Lebensumstände. Der nichtmoderne Designer nimmt Abschied von großangelegten Steuerungs- und Planungsfantasien. Er geht nicht mehr von der Möglichkeit aus, die als schlecht gebrandmarkten Verhältnisse durch Zerstörung und Abriss radikal hinter sich lassen zu können, um auf Grundlage dieser *tabula rasa* durch Neuschöpfung die Verhältnisse besser einzurichten (vgl. Latour 2009a: 361f.). Der Designer tauscht die bilderstürmerische Geste (vgl. Latour 2005: 42ff.), die darauf aus ist, »alte Formen zu zerstören« und »neue Formen zu schöpfen« (ebd.: 44), durch die Geste der Zuwendung für die Dinge aus: Sein Umgang mit dem materiellen Bestand der Stadt entspricht eher dem eines fürsorglichen Redesigns des Gegebenen (vgl. Latour 2009a: 357).

Die Spuren, die der moderne Prometheus in der Stadtbau- und Planungsgeschichte hinterlassen hat, können vor dem Hintergrund dieser Überlegungen noch weiter verfolgt werden: Die Ära nach dem Zweiten Weltkrieg ging mit einer enormen Beschleunigung dessen einher, was Stephen Graham als »modernist urban planning« (Graham 2004: 175) bezeichnet. Den »devout modernists« (ebd.: 175) galten die durch Bombardierung entstandenen, breitflächigen Zerstörungen als Gelegenheit, um die Städte nach

64 Diese im Kontext von Design gemachten Überlegungen haben ihren eigentlichen Zusammenhang woanders: In »Wir sind nie modern gewesen« spricht sich Latour gegen eine »moderne Zeitlichkeit« (2008a: 100) aus, die Ereignisse und Epochen linear anordnet und so überhaupt erst in den Kategorien »Fortschritt, permanente Revolution, Modernisierung« (ebd.: 102) denken kann. Latour verwirft sowohl den »Gedanke[n] [...] eines radikalen Bruchs mit der Vergangenheit« (ebd.) als auch die Vorstellung, die Modernen würden »aus einer dunklen Vergangenheit auf[tauchen], die eine Gemenge von Kulturen und Naturen darstellt, um in eine leuchtende Zukunft zu gelangen, wo beides endlich klar getrennt ist, dank einer permanenten Revolution der Gegenwart.« (Ebd.: 103) Dem Bild eines linearen Zeitstrahls setzt er das einer »Spirale« (ebd.: 101) entgegen, durch die sich verschiedene Zeiten überlagern.

den Prinzipien eines Le Corbusier oder anderer modernistischer Architekten wieder aufzubauen (vgl. ebd.: 178).<sup>65</sup> Eine »brave new world« of post-war reconstruction« (ebd.: 175) war angebrochen, in der sich den Stadtplanern eine einmalige Situation präsentierte: Was sonst im Falle von Städtebau eher die Ausnahme ist (gerade in den dicht bebauten urbanen Zentren europäischer Städte), wurde nun zur Regel (vgl. ebd.: 176): Die Stadt glich einer »*tabula rasa*« (ebd., Herv. i. O.) und bot sich somit für eine Planung jenseits der Einschränkungen des Handlungsspielraums an, die den Planern normalerweise von bereits gegebenen urbanen Strukturen auferlegt werden. Denn gerade bei Interventionen in die gebaute Umwelt einer Stadt trifft zu, was Latour generell für eine zentrale Eigenschaft von Design-Aktivitäten hält: »Designer starten nie mit einer *tabula rasa*« (Latour 2009a: 361, Herv. i. O.). Design ist keine »Schöpfung aus dem Nichts« (ebd.), sondern immer das Re-Design »von etwas anderem, das bereits da war« (ebd.).<sup>66</sup>

Auf das destruktive Potential der modernen Stadtplanung macht Scheffler aufmerksam, wenn er sich einen »rücksichtslosen Tatmenschen« wünscht, dem die »Freiheit« eingeräumt wird, »ungeheure Durchbrüche zu bewerkstelligen, [...] halb Berlin und das Meiste in den Vororten niederzureißen und [...] die häßliche neue Großstadt als eine schöne neue Großstadt wiederaufzubauen.« (Scheffler 2015: 215) Als Vorbild führt er Georges-Eugene Haussmann an (vgl. ebd.), dessen Name auch nicht fehlt, wenn es um die »dark side« of urban modernity« (Graham 2004: 171) geht: Ins Auge gefasst wird hier die zerstörerische Seite der Städtebau- und Planungsgeschichte und damit ein wesentlicher Teil des prometheischen Traums: Bauen und Zerstören sind zwei Seiten derselben (modernistischen) Medaille. Als Teil einer »hidden [...] planning history« (ebd.: 171) versammelt Graham Beispiele, die zeigen, »[that] urban planning, development, modernisation and restructuring often actually involve levels of devastation of cities, ruination and forced resettlement« (ebd.: 171). Mit Haussmann, der Ende des 19. Jahrhunderts mit seinen breiten Boulevards die Pariser Altstadt zerstörte (vgl. ebd.: 174), und Robert Moses, der in den 1950er Jahren Schnellstraßen durch die heruntergekommenen Stadtquartiere der Bronx legte und im Zuge dieser *urban renewal*-Maßnahme die

65 Ludwig Hilberseimer und Hans Scharoun beispielsweise haben Berlin nach den Prinzipien der Charta von Athen umgestaltet (wenn auch überwiegend nur in Papier gebliebenen Entwürfen). Die »aufgelockerte« und »funktionell gegliederte« Stadt war das Gegenmodell zur Mietskasernenstadt und damit auch zu kalten, dunklen, krank machenden Hinterhofwohnungen. Diese alte Stadt – mit den städtebaulichen Figuren Straße, Platz, Parzelle und Block – erwies sich aber trotz der Zerstörungen als hartnäckiger als gedacht: Die Pläne für einen radikalen Neuanfang bzw. Neuaufbau der Stadt nach anderen städtebaulichen Prinzipien »scheiterten an der noch weitgehend intakten »unterirdischen« Stadt der technischen Infrastrukturen« (Siebel 2006:196) sowie auch an den nach wie vor bestehenden eigentumsrechtlichen Verhältnissen: »[D]as Grundbuch ist der *cantus firmus* der Stadtentwicklung, nicht die Mauern einer Stadt.« (Ebd.)

66 Das *tabula-rasa*-Argument wurde hier etwas zweckentfremdet und buchstäblicher veranschlagt, als es (vermutlich) gemeint ist. Latour will eigentlich auf eine alternative Ontologie des kreativen Schaffens hinaus, die das Werk dem Schöpfer vorangehen lässt.

Zwangsumsiedlung von bis zu 50.000 *Bronxians* veranlasste (vgl. ebd.: 177f.)<sup>67</sup>, werden zwei der bekannteren ›Schurken‹ der modernen Planungsgeschichte identifiziert.

Die in den 1970er Jahren einsetzende ›behutsame Stadterneuerung‹ (vgl. Bodenschatz/Polinna 2010: 15ff., Häußermann/Läpple/Siebel 2008: 227ff.) mag dagegen als Zeugnis einer neuen Vorsicht der Planer dienen: Prometheus rückt von seiner Kahlschlag-Strategie ab und wendet sich (wie auch die ›Instandbesetzer‹) gleichsam fürsorglich dem Baubestand in den Altbauquartieren und der dort lebenden Bevölkerung zu. Hier wird nicht mehr zerstört und wiederaufgebaut, sondern Vorhandenes ›behutsam‹ redesignt.<sup>68</sup> Vorsicht und Vorsorge kommen zudem in dem mittlerweile verstärkt eingeforderten »Prinzip der Rückholbarkeit« (Schneider 1994: 31) zum Ausdruck, das der Einsicht der Planer entspringt, »daß wir uns irren können, sogar mit Sicherheit irren werden« (ebd.). Der vorsichtige Planer lässt Raum für mögliche Korrekturen, um eben jene irreversiblen Konsequenzen mit langen Halbwertszeiten zu vermeiden, die beispielsweise eintreten, wenn man im Namen der autogerechten Umgestaltung der Stadt eine Autobahn einen Stadtplatz durchschneiden lässt.<sup>69</sup>

Der Modernismus in Stadtplanung und Städtebau macht sich aber auch im »Traum von der gesellschaftlichen Steuerung durch absichtsvolles Bauen« (Joerges 1996: 21) bemerkbar. Prometheus will zerstören und radikal überholen, im Namen einer neuen, emanzipierten Gesellschaft. Wenn »Corbusier [...] ganz Paris abreißen [wollte], um an die Stelle der alten Quartiere Punkthäuser in einer Parklandschaft zu setzen« (Siedler 1985b: 181), wenn »Hilberseimer in der Vorstellung Berlin abgeräumt [hat]«, so »um neue Gehäuse für eine neue Gesellschaft zu errichten« (ebd.: 180). Es handelt sich um einen modernen Traum der Emanzipation von schlechten Bindungen (vgl. Latour 2009b: 363, 382): Der Architekt plant, »das steinerne Meer niederzureißen, um den Moloch Stadt, Ort der Unterdrückung und Ausbeutung, durch heitere Gefilde egalitären Menschen Glücks zu ersetzen.« (Siedler 1985b: 181) Latour zufolge ist dieser Übergang in einen Zustand der Emanzipation jedoch unmöglich: Die Verstrickungen, ob gut oder schlecht, werden wir nicht los. Der Weg führt allenfalls »von der Moderne zur Nicht-Moderne«, und damit »von einem Zustand der Verstrickung zu einem Zustand noch größerer Verstrickung« (Latour 2009b: 382). Nicht Emanzipation und Loslösung, sondern Verwicklung und Abhängigkeit sind die Zeichen der Zeit.

Die neue Bescheidenheit des Designers drückt sich nun darin aus, dass er sich nicht mehr die Aufgabe aufbürdet, mit der Stadt gleichzeitig auch die Gesellschaft neu auf-

67 Robert Moses wird mit dem Satz zitiert: »When you operate in an overbuilt metropolis you have to hack your way through with a meat ax.« (Berman 1982: 290) Ein Schlachtbeil ist sicherlich nicht das geeignete Instrument für einen vorsichtigen Prometheus, der die ihm zur Verfügung stehenden Hebel sorgfältig und mit Bedacht einsetzt.

68 Als städtebauliches Leitbild der 1980er Jahre setzt die ›behutsame Stadterneuerung‹ dem in den 1960er Jahren vorherrschenden flächendeckenden Abriss alter Bausubstanz die »erhaltende Erneuerung von Mietskasernen« (Bodenschatz/Polinna 2010: 15) entgegen. Sie verzichtet also darauf, die historische Stadt mit ihrer spezifischen Straßen- und Platzstruktur »zu zerstören« (ebd.: 16) und begegnet der historischen Mietskasernenstadt mit »Respekt« (ebd.: 15). Aus ›abreißen‹ (Kahlschlag) und ›radikal überholen‹ (Großsiedlungsneubau) wird ein weniger radikales Redesign von etwas, das bereits da war.

69 Auf dieses Beispiel wird in Kapitel 5, Abschnitt 3 eingegangen.

zubauen und etwa den Menschen durch »bessere Gestaltung zum besseren Menschen [zu] erziehen« (Dieter Rams, zitiert nach Hörning 2012: 30). Im 19. und 20. Jahrhundert war »der Städtebauer [...] ein Gesellschaftsreformer, der nicht nur die Städte, sondern mit ihnen die Welt verändern will.« (Albers 1989: 10) Für das 21. Jahrhundert gilt dagegen: Design »verändert die Welt nicht allzu sehr, es rettet sie nicht, und es stürzt sie auch nichts ins Verderben. [...] [E]s hilft ihr bestenfalls über die Straße« (Voelker 2010: 27).<sup>70</sup> Design ist kein »Segen« (ebd.) für die Welt, sondern hat – um eine Formulierung Latours aufzugreifen – »immer etwas *Abhelfendes*« (Latour 2009a: 361, Herv. i. O.). Diese designtheoretische Überlegung hat eine Entsprechung in der Planungstheorie. Auch dort ist man zu einem »piecemeal« oder auch »gradualist approach« (Lynch 1981: 43) der Planung übergegangen: Die Maßnahmen der Planung sind nicht mehr auf »great leaps« (ebd.) ausgerichtet, die die Gesellschaft auf ihrem Weg in Richtung Fortschritt in großen Schritten voranbringen sollen. Man zielt eher auf »continuous change« durch eine Serie von »incremental actions« (ebd.: 39), die durchaus bescheiden ausfallen können: »[t]eaching [...] the handicapped how to get about the city, or homeowners how to [...] repair a house« (ebd.: 43). Das Eingreifen des Planers nimmt hier weniger die Form eines »heroic leadership« (ebd.: 44) als vielmehr die eines »incremental muddling through« (ebd.: 172) an. Der Planer durchhaut keine gordischen Knoten (vgl. Burckhardt 2004b: 128), sondern stellt vielmehr »Möglichkeiten« in Aussicht, »wie sich die Gesellschaft für eine Weile einigermaßen gut durchwursteln kann.« (Ebd.)

Durch die Betonung der neuen Bescheidenheit der nichtmodernen Designer hat Latours Argumentation postmoderne Züge – und dies ungeachtet aller Abgrenzungsbewegungen Latours gegenüber der Postmoderne (vgl. Latour 2008a: 18f., 74f.).<sup>71</sup> Nach David Harvey vollzieht die Postmoderne einen Bruch mit der modernistischen Idee von Planung und Entwicklung, die »large-scale, metropolitan-wide, technologically rational and efficient urban plans« (Harvey 1990: 66, Herv. i. O.) zu ihrer Grundlage macht. Der Stadtraum wird neu gedacht: Er bildet nicht länger ein Ganzes, das Gegenstand planerischer Ordnungsvorstellungen ist, sondern er setzt sich aus einem dezentralen, fragmentierten und ungeordneten Pastiche räumlicher Einheiten zusammen: »Postmodernism in the city« (ebd.) erkennt man daran, dass sich die »collage« of current uses« (ebd.) nicht mehr (wie von funktionalistischen Stadtplanern vorgesehen) in übersichtlich und fest abgegrenzte, monofunktional geordnete *zones* einsortieren lassen. Mit diesem veränderten Verständnis von Raum ändern sich auch die Ambitionen von Stadtplanern und Architekten: Auch der Postmodernismus nimmt Abschied von großangelegten Steuerungsfantasien, vom gesellschaftsgestaltenden Ordnungsanspruch der planenden Disziplinen.<sup>72</sup> Dem liegt die Einsicht zu Grunde, dass man die Metropolis unmöglich

70 Voelker bezieht sich hier konkret auf Kommunikationsdesign: Gut designte Leitsysteme und Beschilderungen helfen über die Straße. In allgemeiner Hinsicht bringt die Aussage aber auch die neue Bescheidenheit des Designers gut zum Ausdruck.

71 Vgl. Schroer 2008 zur Postmodernität des Latour'schen Ansatzes.

72 Planung und modernes Ordnungsstreben bringt Zygmunt Bauman zusammen: Die modernen Stadtvisionen waren »Utopien einer vollkommenen Gesellschaft, die man durch Stadtplanung erreichte« (Bauman 1997: 209). Städtebau und Social Engineering, utopische Stadtentwürfe und das Ordnungsstreben der Moderne fallen ineinander und bilden zwei Seiten desselben modernen Traums von der perfekten Ordnung bzw. Gesellschaft.

beherrschen kann – »except in bits and pieces« (ebd.). Genauso wird der Stadtraum nicht mehr betrachtet »as something to be shaped for social purposes« oder als »subservient to the construction of a social project« (ebd.). Postmoderne Architektur gestaltet den Raum nach ästhetischen Prinzipien und Bedürfnissen, die nicht notwendigerweise etwas mit sozialen Zielvorstellungen zu tun haben müssen. Dies sind nach Harvey auch die Gründe, warum mit dem Heraufziehen der Postmoderne nicht mehr von Stadtplanung, sondern von »urban design« (ebd., Herv. i. O.) gesprochen wird: »[P]ostmodernists design rather than plan« (ebd.) – ein Tätigkeits- und Einstellungswechsel, der sich aus dem geplatzten »Traum rationaler Städte« (Siedler 1985b: 181) speist, den die Sozialingenieure der Moderne träumten.

Mit Moderne und Postmoderne steht und fällt also die Möglichkeit, gesamtgesellschaftlichen Wandel durch architektonisches, räumliches und bauliches Social Engineering herbeizuführen. Der post-prometheische Designer jedoch verabschiedet sich trotz der Desillusionierung im Hinblick auf sein Handlungspotential nicht von dem Anspruch, sozialen Wandel zu bewirken: »Ein Designer kann sich nie nur als Kurator des schon Vorhandenden verstehen. Alles Design entspringt aus einer Anti-Andacht; es beginnt mit der Entscheidung, die Frage nach der Form und Funktion der Dinge neu zu stellen.« (Sloterdijk 2010: 19) Gegenwärtig verfolgen etwa die sogenannten Transformationsdesigner das Ziel, eine nachhaltige Zukunft zu gestalten (vgl. Sommer/Welzer 2014), bewegen sich dabei aber »auf einer aufregenden Gratwanderung zwischen Bescheidenheit und Anmaßung« (Jonas 2018: 19). Zwischen der Anfälligkeit der Designer für »Hybris« (ebd.: 19) und dem Bemühen um »De-Mystifizierung« (ebd.: 17, Herv. i. O.) von Design vermittelnd, gilt es entsprechend »eine ›bescheidene Hybris‹ [zu] kultivieren« (ebd.: 19). Der vorsichtige Prometheus muss zwar nicht mehr durch grundlegenden Neuaufbau die Welt retten, die Aufgabe aber, die sich ihm gegenwärtig stellt, ist darum nicht weniger ungeheuer, schließlich leben wir in einem Zeitalter, in dem wie gesagt »jedes einzelne Ding, jedes Detail unserer alltäglichen Existenz« Anspruch darauf erhebt, redesignt zu werden. Das gilt nicht nur für Stühle, Häuser und Städte (vgl. Latour 2009a: 359ff.), sondern auch für das »Klima« (ebd.: 364). Nicht zuletzt aufgrund der »ökologischen Krisen« sind »die Dimensionen der anstehenden Aufgaben [...] phantastisch vergrößert worden« (ebd.: 359). Design bedeutet also gerade nicht die »Preisgabe der Aufgaben des prometheischen Modernismus« (ebd.: 363), die Latour der Postmoderne vorwirft (vgl. ebd.). Es bedeutet auch nicht die Aufgabe von *social purposes* und den Rückzug in die Ästhetik. Wie Latour betont, liegt im Design »stets [...] *un dessin* (ein Plan, eine Absicht)« (ebd.: 360, Herv. i. O.), der bzw. die nicht zu trennen ist von einer dem Design inhärenten ethischen, moralischen Dimension (vgl. ebd.: 362). Designobjekte sind genauso wenig rein ästhetisch, wie Wissensobjekte rein wissenschaftlich oder technische Objekte rein technisch sind. Es sind hybride Assemblagen, in der sich Ästhetik, Politik, Soziales usw. miteinander vermischen. An diesem Punkt kann Latours Zeitdiagnose einer nie modern gewesenenen Gesellschaft designsoziologisch weitergeführt werden: Der Designer hat nicht den Luxus, sich auf eine scheinbar von allem losgelöste Sphäre kreativen Schaffens zurückzuziehen. Auch er gestaltet Gesellschaft, in dem er von seinem Designstudio aus Hybride in die Welt setzt. Zwar wird er sich wie auch der Zauberlehrling angesichts der von ihm gerufenen Geister der Grenzen seiner Steuerungsmacht bewusst, doch folgen auf diese Einsicht keineswegs Ohnmacht

und Resignation.<sup>73</sup> Vor die Wahl gestellt zwischen jeglicher Preisgabe von Ordnungsversuchen und der »prometheischen Haltung, der keine Herausforderung zu groß ist« (Latour/von Thadden 2000), entscheidet Latour sich für den (wenn auch modifizierten) Traum von Prometheus (vgl. ebd.). Mit anderen Worten: Die Hybride – hier: die Designobjekte – breiten sich aus, jedoch langsamer und fürsorglich umhert von vorsichtigen, verantwortungsbewussten, geläuterten Designern.

In der Nichtmoderne wird also nicht weniger geplant und gestaltet. An die Stelle der großangelegten Gestaltung der Stadt tritt jedoch eine Vielzahl kleinerer Pläne »to redesign urban space« (Hommels 2001: 139). Die vom Design-Begriff nahegelegte Heuristik erfasst also weniger die Bauprogramme gründerzeitlichen Ausmaßes, weniger das Hochziehen ganzer Stadtteile auf der sprichwörtlichen grünen Wiese, sondern eher das, was Martin Wagner die »Kleinarbeit« (1985a: 104, Herv. i. O.) des Städtebauers nennt: Erneuerungen, Reparaturen und Korrekturen »des alten Stadtkörpers« (ebd.). Mit einer neuen »Aufmerksamkeit für Details« (Latour 2009a: 359, Herv. i. O.) macht sich der Designer daran, durch kleinere Geniestreiche die Stadt zu verbessern. Mit anderen Worten: Städte werden nicht mehr gebaut, sondern an ihren Einzelteilen wird gefeilt. Nicht die Stadt als Ganzes wird zum Gegenstand der Planung, sondern detaillierte Ausschnitte werden ausgebessert. Städtebau und -planung zerfallen gleichsam in einzelne, lokale Projekte und Maßnahmen, die zwar weniger grandios wirken, dafür aber nicht weniger ingeniös sein müssen. Illustrieren lässt sich dieser neue Fokus auf das Re-Design der Stadt, auf den »Inkrementalismus« (Ganser 2006: 545f.), die »Projektorientierung« (Siebel 2006: 199) oder auch die »Maßnahmenorientierung heutiger Planung« (Nadrowski/Wachte 2006: 455) am Beispiel des Potsdamer Platzes – ein Beispiel, das zugleich deutlich macht, dass Designobjekte auch nach Fertigstellung wieder zum »PROJEKT« (Latour 2014: 324) werden können: »Hundert mal über's Werk...« lautet auch die Maxime des Designers. Die Notwendigkeit einer Umgestaltung eines Objekts ergibt sich, wenn das Design den Ansprüchen neuer, unvorhergesehener Akteure Rechnung tragen muss (vgl. ebd.). In diesem Sinne kommt Hans Stimmann anlässlich des 20-jährigen Jubiläums der Neueröffnung des Potsdamer Platzes am 02. Oktober 1998 auf die »[v]ergleichsweise kleinen Korrekturen« (Stimmann 2018: 15) zu sprechen, die am Potsdamer Platz vorgenommen werden müssten, etwa im Bereich der Shopping-Mall, die damals »nach amerikanischen Vorbild« und zum öffentlichen Raum hin mit »abweisende[r] Front ohne Geschäfte, Cafés und Restaurants« gebaut wurde – nach Stimmann ein »Bruch mit den Regeln europäischen Städtebaus« (ebd.: 14). Ein Re-Design muss aber den mittlerweile eingetretenen Wandel im Nutzungsprofil des Platzes berücksichtigen: Neue Nutzer (zum Beispiel die Mieter der vielen *Coworking Spaces*) »haben ganz andere Ansprüche an die Stadt. Sie wünschen sich Cafés und

73 Das Bild des Zaubelerhrlings, der sich angesichts der von ihm gerufenen Geister überfordert zeigt, ist einem Interview entnommen (vgl. Latour/von Thadden 2000). Gefragt, ob »[d]er Zaubelerhrling [...] vor Herausforderungen [steht], die zu groß für ihn sind«, antwortet Latour mit dem Verweis auf die Hoffnung, nach der »auf dem Boden der Büchse [Pandoras]« zu suchen sei (ebd.). Die neue Vorsicht des Prometheus ist also nicht mit einer »defaitistischen« (Latour 2009b: 364) Haltung zu verwechseln.



Restaurants und andere Läden.« (Ebd.) Über Korrekturen im Detail soll diesen Ansprüchen Rechnung getragen und so sichergestellt werden, dass »sich hier städtisches Leben entfalten kann.« (Ebd.) Es geht hier also nicht mehr wie noch vor zwanzig Jahren um das Entstehen eines komplett neuen Stadtviertels in einem vom Kalten Krieg hinterlassenen Niemandsland, sondern um die Korrektur von Designfehlern: Der Potsdamer Platz habe »Mängel«, sei damit »aber typisch berlinisch im Werden zum Besseren.« (Ebd.) Darin ist er aber nicht nur »typisch berlinisch«, sondern auch typisch »Technik« (Latour 2014: 324), die »immer Falte um Falte« (ebd.) setzt und dabei fragt: »Wie kann es besser redesignt werden?« (Latour 2009c: 368) Planer werden »zu herkömmlichen ›bricoleurs‹«, zu »Bastler[n]« (Latour 2006c: 260): Die Stadt wird redesignt, Projekt für Projekt, Maßnahme für Maßnahme, Falte um Falte.

Schließlich bleibt noch anzumerken, dass eine post-prometheische auch eine postheroische Designtheorie ist: »Only supermen could understand a great city as a total, [...] in the detail that is needed for guiding constructive actions and for avoiding unwitting, [...] destructive actions.« (Jacobs 1992: 410) Der vorsichtige Prometheus ist jedoch kein *Superman*. Er hat nicht mehr den (größenwahnsinnigen) Anspruch »to [...] deal in grand terms with the city as a whole« (ebd.: 418). Er konzentriert sich stattdessen auf »small and specific acts done here and there, in specific streets, neighborhoods and districts« (ebd.). Durch eine Maßstabsreduzierung der Planung werden die Probleme aber nicht zahmer. Im Gegenteil: Auf lokaler Ebene stößt der Planer auf eine »infinity of complex city detail« (ebd.: 417), eine »infinity of vital, unique, intricate and interlocked details« (ebd.: 408), kurzum: auf vertrackte Knoten und einzigartige Verwicklungen. Die Stadt ist eben nie modern gewesen.

#### 2.4.4 Stadtplanung im Zeichen des bösen Geists Doppelklick

Wenn die modernen Städtebauer angesichts der vom Krieg hinterlassenen *tabula rasa* dachten, dass nun »[d]em inspirierenden Traum rationaler Städte [...] nichts mehr im Wege [stand]« (Siedler 1985b: 180), so müsste man mit Latour einwenden: Die Planer müssen neben der bereits existierenden Bebauung noch eine Menge weiterer Hürden überwinden, bevor sich so etwa wie die Funktionalität der Stadt einstellen oder von planungswissenschaftlicher Rationalität gesprochen werden kann. Latour modifiziert die Vorstellung davon, was es heißt, etwas mit technischem Sachverstand zu tun: Technik ist nicht die Sphäre der voraussetzungslosen »Meisterschaft« und »Rationalität«, die der »Herrschaft des Menschen über die Materie« als Grundlage dienen (Latour 2014: 324). Latour antwortet darauf jedoch nicht mit der Infragestellung von Wissenschaft und Technik schlechthin. In Frage gestellt wird die Annahme, wissenschaftliche Objektivität (Wahrheit) und technische Rationalität (Effizienz, Funktionalität) seien ohne »Vermittlung« (ebd.: 151) zu haben, und das heißt: »ohne Umweg« (ebd.: 192, Herv. i. O.), ohne Komplikation, ohne Transformation, ohne Arbeit (vgl. ebd.: 151f.). Latours Begriff für dieses unhaltbare, unerreichbare »Ideal völliger Unentgeltlichkeit«, des »kostenlosen [...] und unmittelbaren Zugang[s]« (ebd.) zu wissenschaftlicher Wahrheit oder technischer Effizienz, ist »Doppelklick« (ebd.: 151f.): Doppelklick ist jener »Böse Geist« (Latour 2014: 152), der die Modernen von der Möglichkeit einer Rationalität oder auch »Vernunft ohne Netzwerk« (ebd.) ausgeht lässt, so als handle es sich hierbei um eine

(platonische) »Identität« (ebd.), die – vom Ideenhimmel herabgefallen – in der Welt vorhanden ist, um nur noch von den Modernen aufgesammelt werden zu müssen. Latours Ansatz ist dagegen darauf ausgerichtet, »Vernunft nicht [...] splinternackt zu verstehen, sondern im Gegenteil angezogen, das heißt instrumentell und ausgerüstet« (ebd.: 133). Die Wissenschaften beispielsweise sind ausgerüstet mit jenen in Kapitel 1 angeführten Dispositiven des In-Form-Fassens und also mit Schubladen, Gleichungen, Aktenordnern, Zettelkästen und dergleichen (vgl. ebd.: 169). Was die Wissenschaftler in den Laboratorien machen, ist auf kostspielige und mühselige Art und Weise Referenzketten aufzubauen, und erst am Ende dieser Arbeit an der Referenz könne von einem »direkte[n] Zugang« (ebd.: 192, Herv. i. O.) zur wissenschaftlichen Wahrheit bzw. Objektivität gesprochen werden. Die Laborethnografie offenbart also: »[D]ie Wege der Referenz verlaufen nicht direkt.« (Ebd.) Die Arbeit der Wissenschaftler gleicht einem »Herumtasten«, einer »Zickzackbewegung« (ebd.: 193), einem Voranschreiten nach dem Modell von Versuch und Irrtum (vgl. ebd.). Mit »Geradlinigkeit« (ebd.: 192) hat wissenschaftliches Erkennen nichts zu tun: Der Weg zur Vernunft entspricht nicht »der Vorbeifahrt eines ICE«, sondern vielmehr »der alltäglichen Arbeit des Straßen- und Bauamts, mit seinem Ingenieurcorps und dem Hin und Her der Bulldozer auf einer öffentlichen Baustelle.« (Ebd.: 193)

Für genau dieses mühsame, arbeits- und kostenintensive Hin und Her im Bereich der Technik führt Latour den »Begriff der Faltung« (Latour 2014: 324) an. Die technische Leistung ist keine unvermittelte Manifestation von Rationalität und technische Effizienz kein Gut, das auf direktem Wege (quasi per Schnellzug) und ohne das Einrichten von Netzwerken zu haben wäre: »Technik heißt immer Falte um Falte, heißt immer [...] Komplikation« (ebd.). Die Reihe an »technischen Umwegen«, die genommen werden müssen, machen aus einer geraden Linie ein Knäuel, das durch ein Labyrinth (vgl. ebd.) und erst auf diesem Wege zum Ziel führt. Der Weg zur technischen Rationalität, Effizienz und Funktionalität ist also genauso wenig hürdenlos wie der der Referenz: »Wenn ein Ingenieur schließlich effizient ist, geschieht es durch die schwindelerregenden Zickzacks der Technik« (ebd.: 513). Das rationale technische Werk und die effiziente Technologie werden also nicht im Doppelklick-Modus und damit gleichsam aus dem Nichts ins Leben gerufen. Der Ingenieur muss basteln (vgl. Latour 2006c: 260f.)<sup>74</sup> und den Umweg über viele Neu- und Umgestaltungen gehen, um letztlich etwas zum Funktionieren zu bringen. Das mit den modernen Ingenieurwissenschaften und den modernen Professionen assoziierte Paradigma technischer Effizienz und Rationalität ist also – entgegen der Doppelklick-Philosophie – alles andere als eine »gerade« (Latour 2014: 513) oder einfache Angelegenheit.

Latour zufolge »gibt [es] keinen Gegenstand, der nicht von dem Verlangen nach Doppelklick kontaminiert wäre.« (Latour 2013b: 88) Auch die moderne Stadtplanung

74 Latour greift auf die von Levi-Strauss (1968: 29) in »Das wilde Denken« aufgemachte Gegenüberstellung von (vormodernem) Bastler und (modernem) Ingenieur zurück (vgl. Latour 2006c: 261, Anm. 2), reißt aber »die ›große Dichotomie‹« (ebd.: 260) dadurch ein, dass er die Ingenieure ebenso »zu herkömmlichen ›bricoleurs‹« (ebd.) werden lässt: Die Ingenieure sind nie modern gewesen. Dieser Rekurs macht verständlich, warum Latour Design aufgrund der Konnotationen von »Basterei und Flickerei« (ebd.: 368) als nichtmodernes Konzept einführt.

(und mit ihr der Traum rationaler und funktioneller Städte) muss also von diesem bösen Geist befreit werden. Einen Anfang macht Yaneva, die im Zusammenhang mit Architektur anmahnt: »A buidling is not obtained in a double-click instant of creation or construction« (Yaneva 2009: 102). Wie in Abschnitt 2.3.3 erläutert, registriert eine Designethnografie auch die vielen handwerklichen und konzeptionellen Zwischenschritte, die zum endgültigen Entwurf des Gebäudes führen. Doppelklick lässt diesen als kosten- und mühelose Kreation aus dem Nichts erscheinen, so als müssten Designer keine Hürden überwinden und keine Dispositive mobilisieren, um etwas zu kreieren. Die Herkunft der Doppelklick-Metapher aus der Welt der Informationstechnologie passt hier gut: Doppelklick steht nicht nur für die per Mausklick abgerufene ›Instant‹-Information (vgl. Latour 2014: 151, 207)<sup>75</sup>, sondern auch für den per Mausklick getätigten Bestellvorgang, der den Material- und Arbeitsaufwand nicht erkennen lässt, der sich jenseits der digitalen Benutzeroberflächen abspielt – von Gabelstaplern, die Pakete in großen Lagerhallen umherfahren bis zu DHL-Lieferwagen, die im Berliner Berufsverkehr im Stau stehen. »Doppelklick«, so Latour, »ist die Leugnung der Vermittlung« (Latour 2013b: 88). »Doppelklick entsteht [...] durch eine Unzahl von Mediationen«, auch wenn »das Ergebnis [...] ein einfaches ›Tack-Tack‹ [ist]«, mit dem sich »sofort« Ergebnisse erzielen und Ziele erreichen lassen (ebd.). Entgegen jeglicher »Doppelklickillusion« (Latour 2013c: 76) will Latour jedoch »sensibel [...] machen für die schwindelerregende Anzahl von Vermittlungen«, die nötig sind, »damit ein Mausklick irgendeine Wirkung erzielt [...], damit ein Doppelklick wirklich dahin gelangt, eine Wirkung hervorzubringen« (Latour 2014: 386). Dieser Gedanke lässt sich auf den Einsatz von Planungsinstrumenten übertragen: Diese mögen sich zwar – wenn alles gut geht – als »Zwischenglied« (Latour 2013b: 87) verhalten, als ein vollkommen beherrschtes und verlässliches Instrument (vgl. ebd.: 88), das in Doppelklick-Manier die gewünschten Ergebnisse hervorbringt. Dem geht jedoch ein enormes »Aufgebot von Mediatoren« (ebd.) bzw. *Vermittlungen* voraus, das von Doppelklick unterschlagen wird. Doch auch die Rationalität der Planer und die effiziente Wirksamkeit ihrer Instrumente lässt sich »Auffalten« (ebd.) wie ein »Akkordeon« (ebd.): Im Städtebau oder in der Planung einen Doppelklick ausführen beruht immer auf einer »Unzahl von Mediationen« (ebd.).

Latours Kritik an der Doppelklick-Einstellung der Modernen kann also in eine Kritik an der Planungsrationaltät moderner Städtebauer übersetzt werden. Latour ist hier jedoch ausdrücklich nicht als postmoderner Dekonstruktivist unterwegs (vgl. Latour

75 Latour entnimmt die Doppelklick-Metapher der Welt des Internets, um seine aus der Wissenschaftssoziologie gewonnene Erkenntnistheorie zum Ausdruck zu bringen. Verworfen wird die »Epistemologie des ›Doppelklicks‹« und mit ihr »die Illusion, dass wir zwischen objektivem, freistehendem Wissen und der Welt so einfach hin und herschalten können wie zwischen einem Symbol auf unserem Bildschirm und der Seite, mit der es uns verbindet, wenn wir darauf klicken.« (Latour 2013c: 75) Latour verwirft hier die Annahme, es gäbe einen »unmittelbaren Zugang zu [...] der wissenschaftlichen Wahrheit« (Latour 2013b: 89) – eine epistemologische Position, die in der Computer-Metapher dann als direkter Zugang zur Information wiederauftaucht (vgl. ebd.). Wissenschaftliche Tatsachen sind jedoch nicht auf direktem Wege zu haben, so als spräche eine »donnernde Stimme aus dem Nichts – die Stimme der Natur« (Latour 2016: 224) – unmittelbar zu den Wissenschaftlern. Diese sind dagegen mit der »tastende[n] Konstruktion unbestreitbarer Wahrheiten« (ebd.) beschäftigt.

2013c: 68), sondern als jemand, der es auf die »Vermittlungsschichten« (ebd.) abgesehen hat: An den »technologically rational and efficient urban plans« (Harvey 1990: 66, Herv. i. O.) der modernen Städtebauer interessieren also die vielen Versuche und Irrtümer, die ihnen vorausgegangen sind (und die ihnen höchstwahrscheinlich noch folgen werden). Der Fehler der modernen Stadtplaner, die über den Einsatz neuer Wohnhochhäuser die sozialen Verhältnisse verbessern wollten, war weniger ihr »new belief in the power of technological innovation and design science« (Cairns/Jacobs 2014: 181), als vielmehr der, sich von diesem neuen Siedlungs- und Gebäudetyp einen »Technological Shortcut to Social Change« (Dunleavy 1981: 99ff.) versprochen zu haben – eine Doppelclickillusion, der man dadurch entkommen kann, dass man die zahllosen Umwege aufzeichnet, die eine Abkürzung – oder: den direkten Weg zum Ziel – überhaupt erst möglichen machen. Weder in der Welt der Ingenieure noch in der Welt der Planer gibt es »stories of efficient, profitable, optimal, functional technologies« (Latour 1996a: 49). Latour illustriert dies anhand von »Aramis«: Die Trajektorie von Aramis ist gewunden und hat viele Falten: Aramis durchläuft unzählige Transformationen, wobei allenfalls am Ende des Prozesses ein effizientes, nach Rationalitätsgesichtspunkten funktionierendes Transportsystem hätte entstehen können (vgl. ebd.: 48, 121). Prometheus muss sich also nicht nur in Vorsicht, sondern auch in Geduld üben, denn die »rationality of technologies« (ebd.: 150) ist diesen nicht wesentlich inhärent, sondern Endprodukt eines langwierigen Prozesses, der umso mehr Vermittlungsschritte hinzuaddiert, je bösartiger die Problemlage ist.

Mit ihren Wohnhochhaus-Siedlungen waren die modernen Planer also wider Erwarten keinen Doppelclick vom gewünschten sozialen Wandel entfernt. Die Wohnhochhäuser – als »design solutions generated by rational principles« (Cairns/Jacobs 2014: 209) – entpuppten sich als Mittler und nicht als verlässlich einsetzbares Instrument der rationalen Gestaltung. Ihr Versagen wurde dabei als Scheitern der Moderne schlechthin gewertet: »Pruitt-Igoe came to be an icon of failed modernism« (ebd.: 205). Die »paradigmatic demolition« (ebd.) der berühmt-berüchtigten Wohnhochhäuser in St. Louis im Jahr 1972 (weniger als zwanzig Jahre nach der Fertigstellung der Siedlung im Jahr 1956) habe gleichzeitig auch das Ende der städtebaulichen Moderne à la Gropius oder Le Corbusier signalisiert.<sup>76</sup> Cairns und Jacobs zitieren in diesem Zusammenhang aus Charles Jencks' »The Language of Postmodern Architecture« (1977): »Modern Architecture dies in St. Louis, Missouri, on July 15, 1972 at 3:32 p.m.« (Zitiert nach Cairns/Jacobs 2014: 207). Anstatt der verstorbenen Architekturmoderne jedoch ein Grabmal zu setzen und vom Scheitern des modernen Städtebaus zu sprechen, kann man mit Latour zu einem nichtmodernen Städtebau übergehen, der aus modernistischen, beherrschbaren Objekten (wie die Wohnhochhausssiedlung eines hätte sein sollen) umstrittene Dinge macht, mit denen man sich weiterhin beschäftigen muss. Die gesprengten Hochhäuser können in Analogie zur Columbia Raumfähre begriffen werden, die Latour als Beispiel für »zum Ding gewordene Objekte« (2005b: 34, Herv. i. O.) anführt: Die explodierende Raumfähre ist die »plötzliche Verwandlung eines komplett beherrschten, per-

76 Die Wohnhochhäuser der 1950er und 1960er Jahre gelten als »distant cousins of the avant-garde prototypes« (Cairns/Jacobs 2014: 181), wie sie Anfang des 20. Jahrhunderts von Architekten wie Walter Gropius oder Le Corbusier vorgedacht wurden.

fekt verstandenen, von den Medien ganz vergessenen, als gegeben hingenommenen, tatsachenartigen Projektils in einen plötzlich [...] niedergehenden Trümmerregen« (Latour 2007: 28). Als theoretische Pointe bergen die in amerikanischen Großstädten hinterlassenen Schutthaufen, dass auch die von Planern (zumindest dem Anspruch nach) »komplett beherrschten, perfekt verstandenen« Objekte – Wohnanlagen, Städte, Gebäude, Plätze – von einer »*matter of fact*« zu einer umstrittenen »*matter of concern*« (ebd.: 28, Hervorhebungen i. O.) werden können. Kurzum: Die wissenschaftlichen Tatsachen und rationalen Technologien der Planer werden erneut verhandelt und mit neuen Falten angereichert.

Ist der böse Geist Doppelklick aus der Stadtplanung erst einmal vertrieben, lässt sich die Planungsgeschichte nicht mehr als Heldengeschichte, als Geschichte von »individual [...] heroes« (Sandercock 1998: 3f.) à la Ebenezer Howard, Patrick Geddes, Le Corbusier oder Robert Moses lesen, die mit ihren Träumen von der rationalen Stadt die Gesellschaft auf direktem Wege in Richtung Fortschritt vorantreiben wollen (vgl. ebd.: 3f.). Die Planer werden zu (weniger heldenhaften) Bastlern, die es immer wieder aufs Neue versuchen, dabei aber die Hoffnung nicht aufgeben, »daß die Instrumente zur Perfektionierung perfektioniert werden können« (Rittel/Webber 1992: 18). Mit Latours Alter Ego Norbert gilt es aber zu bedenken: »[P]erfection is never inherent; it always comes at the end of the line.« (Latour 1996a: 121). Die »Wiederaufnahme des rationalistischen Abenteurers« ist also möglich, vorausgesetzt, dass sie nicht »unter den Auspizien von Doppelklick« erfolgt (Latour 2014: 647). Diese Wiederaufnahme führt den ANT-Stadtsociologen in die Stätten, in denen Planer ihre rationalen Pläne, Techniken, Instrumente, Objekte fabrizieren. Führt der Nachvollzug des Herstellens von wissenschaftlicher Objektivität über die Laboratorien der Wissenschaftler, so der Nachvollzug von Planungs rationalität über die Laboratorien und Büros der Planer. Aus der Kritik am »modernist planning project« (Sandercock 1998: 2) ist also nicht die Schlussfolgerung zu ziehen, man müsse sich von den »master plans und master planners« (ebd.) ab- und stattdessen den nicht-professionellen Akteuren zuwenden, die ebenso in die Planung und Gestaltung ihrer städtischen Umgebung involviert sind (vgl. ebd.: 6ff.).<sup>77</sup> Aus dem Latour'schen Ansatz ergibt sich eine andere Konsequenz: Die Rationalität der *master planners* wird zwar ebenso entmystifiziert, jedoch kehrt man ihnen in Folge nicht den

77 Als Gegenpol zu den verbürgten Helden der Disziplin hebt Sandercock gesellschaftliche Gruppen hervor, die zwar im Rahmen von »bottom-up« (Sandercock 1998: 28) Ansätzen an der Gestaltung der Stadt mitwirken – »doing planning, contributing to city and community building, researching urban problems« (ebd.: 8) –, die aber in der offiziellen Planungsgeschichte weitgehend unsichtbar bleiben. Eine »more inclusive planning history« (ebd.: 7) müsse die Planungspraxis von Akteuren einbeziehen, die nicht offiziell der Profession angehören: etwa Jane Addams mit ihrem Hull House (vgl. ebd.: 8) oder W.E.B. Du Bois als Protagonist einer »black planning history« (ebd.: 9). Für die Soziologiegeschichte scheint mithin dasselbe zu gelten wie für die Planungsgeschichte: Auch hier gibt es unsichtbare und übergangene Klassiker. Die Person und das Werk W.E.B. Du Bois – unter anderem sein Beitrag zur Erforschung der vielfältigen Lebenslagen von Afroamerikanern in der amerikanischen Metropole – wird von Mathias Bös sichtbar gemacht (vgl. Bös 2005: 85ff., 2010), der dafür wirbt, Du Bois' »umfangreiches und oft innovatives Werk angemessen zu berücksichtigen« (Bös 2005: 87).

Rücken zu, sondern rückt näher an sie heran, um ihnen bei der mühseligen, kostspieligen Fabrikation der rationalen Stadt besser auf die Finger schauen zu können.

## 2.5 Vom Recht auf Stadt zum Recht in der Stadt – Über das Recht als Stadtbaumeister

### 2.5.1 Ein kurzer Ausflug in die Rechtsfabrik, von der die Spur weiter zur Stadtverwaltung führt

Latour setzt nicht nur im Bereich von Wissenschaft und Technik zu Liebesgeschichten an. Er outet sich ebenso als »Liebhaber« (Latour 2016b: 42) von rechtlichen Streitfragen und sucht neben wissenschaftlich-technischen Laboratorien auch die »Rechtsfabrik« auf, den »Ort der Herstellung des Rechts« (ebd.: 11). Konkret handelt es sich um den *Conseil d'État* in Paris, dem Latour eine 2002 im französischen Original und 2016 in deutscher Übersetzung erschienene Ethnografie gewidmet hat. Der *Conseil d'État* bzw. der Staatsrat ist ein Verwaltungsgerichtshof mit der doppelten Funktion, im Falle von verwaltungsgerichtlichen Streitfällen die Rechtmäßigkeit des Verwaltungshandelns zu überprüfen und in beratender Funktion eine rechtliche Qualitätskontrolle der geplanten Maßnahmen der Verwaltung auszuüben (vgl. ebd.: 53f., 68f.). Auch wenn Latour sich hier auf das spezielle Gebiet des Verwaltungsrechts begibt, so macht er doch auch deutlich, dass es ihm im allgemeineren Sinne darum geht, die »Kraft des Rechts verständlich zu machen, jenes wesentliche Gut, [...] das in Ehren zu halten wir lernen müssen.« (Ebd.: 11) Latour ist der heimgekehrte »Ethnograph« (ebd.: 14) einer (zentralen) Institution des Rechts, »der zu Beginn keine Ahnung von den Methoden des Rechts hatte« (ebd.: 18) und im Rahmen eines längeren Feldaufenthalts dahin gelangt, das konkrete »Handwerkszeug« (ebd.: 315) und die »Praxis« (ebd.: 154f.) der Richter nachzuvollziehen. Aus der »Position einer ›Fliege an der Wand‹ heraus und »ausgestattet [...] mit einem Notizheft« (ebd.: 18) rekonstruiert Latour die »verschlungenen Gedankengänge« (ebd.: 10), die in eine Urteilsfindung und damit in die Fabrikation des Rechts eingehen. Die Spur zur (Stadt-)Verwaltung führt dabei nicht nur über die Materie (das Verwaltungsrecht), sondern auch über eine institutionelle Besonderheit des französischen Staatsrats: Die richterliche Kontrollfunktion erfolgt hier über Staatsräte, die im Zuge ihrer Laufbahn selbst aktive Mitglieder der Verwaltung waren (vgl. ebd.: 43f.). Über »Die Rechtsfabrik« wird man also auf doppelte Weise für das Thema Verwaltung sensibilisiert: über den inhaltlichen Nachvollzug der verhandelten Streitfälle und über die Begegnung mit Beamten und Mitgliedern der Verwaltungsbehörden. Mit Latours Rechtsethnografie wird also sowohl das Recht als auch das Verwaltungshandeln als interessanter Forschungsgegenstand entdeckt.

Die in der Rechtsfabrik unternommene Feldforschung passt sich dabei insofern in das in »Existenzweisen« ausformulierte Projekt einer Anthropologie der Modernen ein, als hier die ethnografische Erkundung der Praxis der Modernen (in diesem Fall: von Richtern) und der anthropologische Nachvollzug der »juristische[n] Erfahrung« (Latour 2014: 498) geleistet wird. In seiner Rechtsethnografie trägt Latour das empirische Material zusammen, auf dem letztlich das theoretisch gehaltene »Existenzweisen«-Kapitel